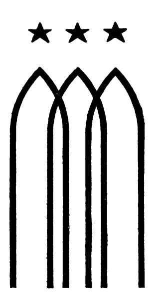
UNSER BUND

ÄLTERENBLATT DES BUNDES DEUTSCHER JUGENDVEREINE



16. JAHR FEBRUAR 1927 HORNUNG NR. 2

Postversand Jena

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine E. V.

Bundesleitung: Pfarrer Gotthold Donndorf, Hamburg I, Alstertor 1, Thaliahof 4, Professor Dr. D. Wilhelm Stählin, Münster i. W., Paulstr. 18.
Kanzlei: Wülfingerode bei Sollstedt. Postscheckkonto: Berlin 222 26.

Anschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. K. (Baden).
Für Werk und Aufgabe: Professor Dr. D. Wilhelm Stählin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 50 Pfg., vierteljährlich 1.50 Mk.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Postscheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Anschriften der Mitarbeiter:

Studienrat Walther Classen, Hamburg, Oben Borgfelde 64 / Gustav Klaer, Zwinge (Südharz) / Emil Blum, Schulheim Habertshof (Elm bei Schlüchtern) / Max Bürck, Steinen im Wiesental / Heinz Kloppenburg, Marburg, Wehrdaerweg 5 / Frau Liesel Dreher, Karlsruhe-Beiertheim, Breitestraße 49a.

Mitteilungen des Verlags.

Das Kölnheft (Nr. 10/11, Oktober-November 1926) ist nunmehr auch in zweiter Auflage vergriffen. Bestellungen können nicht mehr ausgeführt werden. Der Verlag.

Unser Bund

Aelterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

Aus Deutschlands jüngster Vergangenheit.

Walther Classen.

II. Dem Weltkrieg entgegen.

1. Innere Politik und Kolonien.

Die preußische Regierung plante 1901 einen Kanal vom Rhein zur Weser und bis zur Elbe. Dagegen erhoben sich die ostelbischen Agrarier. Ihr Sprecher in der Regierung war der fröhliche Husarengeneral und Landwirtschaftsminister von Podbielski. 1904 erschien daher die Regierung mit einem bescheideneren Plan, den Kanal nur bis Hannover zu bauen. Dafür sprach im Landtag der Bielefelder Pastor Friedrich von Bodelschwingh, der Vater der Krüppel und Epileptischen. Mit strengem väterlichem Ernst hielt der ehrwürdige Greis den Konservativen die Engherzigkeit und Selbstsucht ihrer Beweggründe dar, daß sie nur das Gedeihen ihres eigenen Gewerbes im Auge hätten. Auch das Interesse der Agrarier an der Schnapsbrennerei bekam einen scharfen Hieb.

Der verstümmelte Kanal wurde bewilligt. Das Fehlen jenes Stückes bis zur Elbe ist im Kriege ein großes Unglück gewesen, der Kanal hätte den Eisenbahnen die Kohlentransporte von Westfalen nach Hamburg abnehmen können.

Und trotz allem, Deutschland war das bestverwaltete Land der Welt, das dürfte nicht zuviel gesagt sein. Da erscheint Graf Posadowski-Wehner, der Enkel eines friderizianischen Generals, eine vornehme Gestalt im langen Barte, hochgebildet, wohlgesinnt gegen alle Stände, ein gründlicher Arbeiter; als Staatssekretär im Reichsamt des Innern baute er weiter an den Arbeiterschutzgesetzen. Er gewann dafür auch das Zentrum und führte so diese Partei zur Mitarbeit im Bau des Reiches. Sein zweiter Nachfolger im Amt, der edle, arbeitsgewaltige Klemens Delbrück, faßte im Frühjahr 1914 den Plan, Deutschlands wirtschaftliche Kräfte für den Fall eines Krieges unter eine wohlüberlegte organisatorische Führung zu stellen. Es ist schon zu spät gewesen, das friedfertig arbeitende Deutschland hat sich zu lange sicher gefühlt.

Deutschland war vorzüglich verwaltet, aber politisch schlecht geführt. In Berlin war der Reichskanzler Bernhard von Bülow, ein hochgebildeter, ehrgeiziger Mann. Großes Talent hatte ihn auf der diplomatischen Laufbahn emporgeführt, er fühlte sich als Bismarcks Fortsetzer, aber der Blick des Genius in die Tiefe der werdenden Welt war ihm nicht gegeben.

Daß die freihändlerische Behandlung des Bodens die letzte Wurzel der agrarischen Nöte sei, sah er nicht; darum war die von ihm eingeleitete Erhöhung der Kornzölle 1902 keine dauernde Hilfe. Beim Erbgang verwandelte sich der durch die gestiegenen Preise erhöhte Bodenwert des Gutes in

Hypotheken. Es hat sich auch die Leistung der Landwirtschaft in der neuen Schutzzollepoche nur noch wenig gehoben. Wohl aber erhoben sich Zorn und Klage in den Städten über wachsende Lebensmittelpreise. Daß die Wirkung auf die Lebenshaltung in den Städten nicht zu schlimm wurde, war nur den unerhörten Leistungen und Erfolgen der Industrie und des Handels zu danken.

Bülow hatte das Glück, in einem schweren Kolonialkriege als patriotischer Staatsmann auftreten zu können. In Deutsch-Südwestafrika hatte das Kolonialamt, damals noch dem Staatssekretär unterstellt, große Landreservate an Gesellschaften überlassen. Diese sollten Eisenbahnen bauen. Die Gesellschaften erfüllten ihre Pflicht nicht, sie hielten nach rechter Spekulantenart das Land fest, um das Steigen der Bodenpreise abzuwarten, bis erst mehr Deutsche Siedler im Lande wären.

Nun kamen diese wirklich und erhielten bei den Gesellschaften kein Land, da kauften sie von dem Häuptling der Hereros, Samuel Maharero, dessen Stamm nördlich von Windhuk, in der Steppe seine Rinderherden weidete. Erst im 19. Jahrhundert waren die Hereros eingewandert und hatten den dortigen Kaffernstamm der Damaras verknechtet.

Nun war wie bei vielen Nomaden der Boden Stammesbesitz, und von diesem verkaufte, um sich selbst zu bereichern, der Häuptling Samuel. Wenn nun der Deutsche sein Haus gebaut hatte, und seine ersten Rinder an die Wasserstellen trieb, kamen auch Hereros mit ihren Herden und sagten: „Dies ist unser Stammesland." So gab es Streit und böse Händel.

Da nun sprach Samuel zu den Seinen: „Seht, das sind die bösen Weißen, schlagt sie tot!" Ganz plötzlich brach der still vorbereitete Aufstand los. Die zerstreut liegenden deutschen Farmen wurden überfallen, viele Siedler grausam ermordet. Nur in Windhuk und in wenigen Forts hielten sich die zusammengeflüchteten Deutschen. Der Gouverneur Leutwein mit der Schutztruppe war fern im Süden im Kampfe gegen den kleinen Hottentottenstamm der Bondelwarts. Nur eine Kompagnie des Hauptmanns Francke vermochte nach 14tägigem Ritt durch Bergland und Steppe Windhuk zu erreichen und zu entsetzen. Der kleine deutsche Kreuzer Geier landete in Swakopmund Mannschaften, die in kümmerlichen, offenen Wagen mit der Eisenbahn nach Windhuk gebracht wurden. Leutwein, zu Schiff von Lüderitzbucht zurückkehrend, forderte zunächst aus Deutschland berittene Truppen. Aber der Kaiser befahl den Angriff. Nun marschierten das mittlerweile eingetroffene Seebataillon unter der fürchterlichen Sonne in Steppe und Wüste hinaus. Gustav Frenssen in „Peter Mohrs Fahrt nach Südwest" hat diese Dinge nach der Erzählung des Kieler Studenten und Turners Michaelsen herzbewegend erzählt.

Endlich mußten doch Berittene kommen. Freiwillige meldeten sich zu Tausenden. Geeignete Pferde wurden in Argentinien gekauft. Der Kaiser sandte seinen General von Trotha, einen in Afrika erprobten Mann. Daneben sollte der Gouverneur Leutwein bleiben, — eine Unklarheit! Nun ward den Europäern eine lehrreiche Erfahrung. Der alte Hottentottenhäuptling Hendrick Witboi, mit dem nach langem Kampfe Leutwein einen treulich gehaltenen Frieden geschlossen hatte, erhob sich plötzlich wieder. Er hatte nämlich geglaubt, da jetzt Trotha ins Land kam, der mit Leutwein geschlossene Vertrag wäre aufgehoben. So verhandelte Witboi durch Boten mit den Hereros. Vermittelnde Sprache zwischen Hottentotten und Negern war das Kapholländische. Zu schreiben hatten die Häuptlinge durch Missionare gelernt. Ja,

es erhob sich sogar ein Prophet unter den Hottentotten, der, von den Büchern Mosis begeistert, sein Volk auf einem Berge versammelte und zum National-kampfe aufrief. Unterdes packte Trotha seine Aufgabe gegen die Hereros nach Art des preußischen Generalstabs an. Fünf Kolonnen rückten konzentrisch auf die Hereros los. Diese lagerten, 60 000 Köpfe stark, mit Frauen und Kindern und den mächtigen Herden der Rinder in der dornbuschbedeckten Steppe an den Wasserlöchern zu Füßen der hohen Felsenwand des Waterberges. Nicht Dornen, Durst, noch Hitze hemmten die Deutschen. Major Estdorf, ein alter Afrikaner, riet, den Gegnern die Rinder wegzufangen, dann müßten sie sich ergeben, und Menschen und Vieh, die größten Schätze des Landes, würden gerettet. Aber Trotha dachte nur an den militärischen Endsieg. Als nun nachts vom Waterberge die Blitzsignale der nördlichen deutschen Abteilung aufleuchteten, als Kanonen und Maschinengewehre im Busch ihre Arbeit begannen, erhoben sich die Hereros in Verzweiflung, stürzten über die schwache Südost-truppe der Deutschen hinweg und an ihnen vorbei hinein in die furchtbare Kalahariwüste. Deutsche Reitertruppen folgten, solange die Pferde sich noch schleppen konnten. Als die nächste Regenzeit erlaubte, die Wüste zu durch-queren, da wurden in langen Reihen die Gerippe des verschmachteten Volkes sichtbar. —

Es folgten noch im Süden böse Kämpfe gegen die Hottentotten. Immer wieder mußten neue Reitergruppen konzentrisch diese tapferen Schützen in ihren nackten Felsgebirgen angreifen. Endlich traf auf einer Flucht Hendrick Witboi, den alten Recken, die tödliche Kugel.

Es sind in diesen Kämpfen mehr deutsche Offiziere gefallen als 1864. Aber den deutschen Männern wurde dieses merkwürdige Land lieb, die große Ein-samkeit, die Sonnenluft über den Felsen, die wunderbaren Sternennächte, die grünen Weiden, wo ein Mann noch Raum und Bahn hat, in die Unend-lichkeit zu reiten, die Parklandschaften mit Palmenhainen und Herden unzäh-ligen Wildes, wo nur Kunst und Energie des weißen Mannes die Wasser aus Höhlen und unterirdischen Bahnen emporzuheben vermag. Ja, das war eine Welt für freie Menschen, sich eine Heimat zu schaffen.

Paul Rohrbach, als Reichskommissar für die Entschädigung der aus-geplünderten deutschen Farmer erkannte den Fehler der Bodenpolitik; aber die selbstbewußten Herren in der Regierung in Berlin wollten ihn nicht hören. Die öffentliche Meinung hat bis zum heutigen Tage die Ursachen des Auf-standes und auch den Gegensatz Estdorf gegen Trotha kaum begriffen. Frei-lich erhielt auch Trotha vom Kaiser für die in dem furchtbaren Feldzuge bewiesene Tapferkeit und Energie keinen Dank.

Bei diesem Kriege wurde offenbar, daß eine große Firma durch gute Be-ziehungen sich sehr hohe Bezahlung für Kriegslieferung verschafft hatte. Da-mals mußte der fröhliche Podbielski, der beim Kaiser sehr gern gesehen war, aus dem Ministerium auf sein Landgut verschwinden, da er zu nahe Bezie-hungen zu jener Firma gehabt haben sollte. Das Kolonialamt wurde jetzt zum selbständigen Staatssekretariat gemacht. Bernhard Dernburg, Direktor der Darmstädter Bank, jüdischer Abstammung, wurde der erste Chef. Mit Klug-heit und Energie brachte er rechtes Leben in die Behörde. Wenn der arbeits-gewohnte Kaufmann in der Morgenfrühe sein Amt betrat, ging ein hörbares Erschrecken durch die Amtsstuben. Er hat persönlich die Kolonien bereist, und man kann sagen, es ging mit ihnen erfreulich aufwärts.

Das Zentrum widerstrebte in partikularistischer Stimmung der Kolonialpolitik, wollte nicht einmal 2500 Mann Schutztruppe für Südwestafrika bewilligen. Da löste 1906 Bülow den Reichstag auf, und er konnte auf den Wogen des Erfolges schwimmen. Die opponierenden Parteien erlitten bei diesen „Hottentottenwahlen" — wie der „Vorwärts" höhnte —, erhebliche Verluste. Bülow bildete nun aus Konservativen, Reichspartei, Nationalliberalen und Freisinnigen, in deren Reihen damals der große Patriot Friedrich Naumann stand, einen „Block". Der Kanzler fühlte sich in bismarckscher Machtvollkommenheit. Aber dieser Block war dünn und schwach. Durch die Zollpolitik waren doch große Teile des Stadtvolkes zu sehr verbittert, die Freisinnigen waren ja obendrein in diesem Punkte Gegner Bülows. Es war eine Täuschung zu glauben, es gäbe eine dauernde patriotische Stimmung im Volke, wenn der neue Stand der Industriearbeiter das volle Staatsbürgerrecht eben doch noch nicht hatte, vor allen Dingen nicht in dem Preußen des Dreiklassenwahlrechts — die Landarbeiterschaft entbehrte obendrein ja selbst des Gemeindebürgerrechts. So mußte die vorzügliche Verwaltung Preußens bei ihrem allzu agrarischen Charakter langsam hinter den trefflich verwalteten süddeutschen Staaten zurückbleiben. Ja, es war eine gefährliche Tendenz in Preußen, den Landrat, eigentlich das Organ der inneren Selbstverwaltung, zum Werkzeug der ministeriellen Bureaukratie zu machen.

Nun beschloß Bülow, doch einmal etwas im preußischen Wahlrecht zu ändern. Bei dem öffentlichen Wahlverfahren durch Wahlmänner war die Beteilung nicht über 25 Prozent. Der Druck, den die wirtschaftlich Mächtigen und die Landräte im Kreise ausübten, verleidete Millionen das Wählen. Das preußische Abgeordnetenhaus war eine plutokratische Versammlung. Bethmann-Hollweg als preußischer Minister des Innern mußte nun einen sehr vorsichtigen Gesetzentwurf einbringen. Damals wäre es noch möglich gewesen, in Preußen, wenn man das allgemeine Wahlrecht nicht wollte, im Sinne des großen Freiherrn von Stein eine Vertretung der Berufsstände zu schaffen. Freilich mußte es dann eine gleich starke Vertretung der Berufsstände sein, also des Großgrundbesitzes, der Bauern, des Großbürgertums, des Mittelstandes, der städtischen und ländlichen Arbeiterschaft. Was man tat, war nur die Teilung einiger ungeheurer volkreicher Wahlkreise. Auch gab es einige technische Besserungen, wo die Wege der Wahlmänner gar zu weit waren.

Die Nationalliberalen ließen sich das gefallen, man darf wohl sagen: in großer Gedankenlosigkeit. Die staatsmännischen Ideen Steins und die soziologischen Riehls waren dem damaligen Bürgertum fast unbekannt. Auch die großen Männer der Verwaltung arbeiteten mehr in der fürsorgenden und zwingenden Weise Friedrichs des Großen. Die großen Arbeiten Max Lehmanns über Stein wurden nicht ernsthaft gelesen, und dieser Göttinger Forscher wurde von der guten Gesellschaft als doktrinärer Professor abgetan.

Wohl gab es ja unter den hohen preußischen Beamten Männer von großartiger schöpferischer Kraft, so Georg Michaelis, der als Helfer des Oberpräsidenten Zedlitz-Trützscher auf den Oderdampfern stromauf und -ab fuhr. Der kurze, stämmige, bedürfnislose Mann mit scharfblickenden Augen verhandelte mit Ingenieuren, Beamten, Bauern, Stromschiffern, bis die Regulierung des Stromes segenbringend vollendet war.

Aber die Regierung als Ganzes hatte keinen Blick für wesentliche Vorgänge in der Struktur der Gesellschaft und in der Seele des Volkes; in der Tiefe

wuchs die Staatsverdrossenheit. Die Reichstagswahl von 1912 vernichtete den Bülowblock. 93 Zentrumsmänner, 110 Sozialdemokraten meldeten in der eisigen Wintersnacht die Lichtschriften der großen Zeitungen den geduldig wartenden Großstädtern.

Da war Bethmann-Hollweg Bülows Nachfolger geworden. Warum ist der glückliche Bülow doch gescheitert? Er war doch bei Agrariern und Bürgern ein beliebter Mann?

1908 hatte Wilhelm II. wieder einmal eine knabenhafte Unvorsichtigkeit begangen. Da englische Zeitungen oft scharf gegen ihn redeten, wollte er sich und Deutschland dort in besseres Licht setzen. So hatte er 1907 bei einem englischen Landaufenthalt dem General Stuart-Wortley erzählt, er habe im Burenfeldzug doch den Engländern einen Feldzugsplan geschickt. In Wahrheit sind es einige Bemerkungen in einem Briefe an seine Großmutter, die Königin Victoria von England gewesen. Ein Jahr später, 1908, brachte der „Daily Telegraph" einen Bericht über jene Gespräche. Der Kaiser hatte den Artikel vor Drucklegung durchs Deutsche Auswärtige Amt gehen lassen. Die Engländer, als sie das lasen, bekamen keine dankbaren Gefühle. Als man aber die Geschichte in Deutschland erfuhr, war Staunen und Entsetzen. Was denkt sich dieser Wilhelm II? Ohne seine Minister schickt er an andere Leute Kriegspläne? Selbst in der konservativen Partei fragten die arbeitsharten, charakterfesten Männer: Ist das ein König von Preußen, ein Hohenzoller? Muß dieser Knabe nicht entmündigt werden?!

Nun aber wurde die Geschichte noch verfahrener. Bülow hatte das Manuskript ungelesen weitergegeben. Es erschien wohl nicht immer so nötig, alles zu lesen, was Wilhelm II. zu Papier brachte, bekam doch in denselben Tagen die Marine einen langen Befehl, wie die Matrosen die Arme zu bewegen hätten beim Hurra auf den Kaiser!

Ein Vortragender Rat Kayser allein hatte den kaiserlichen Artikel gelesen, aber nicht den Mut oder auch nicht das Recht einer Meinung gehabt. Bülow gab zunächst seine Versäumnis im Reichstag zu und deckte in so weit den Kaiser. Im übrigen versprach er, dem Kaiser ernstlich vorzuhalten, in Briefen und Reden vorsichtiger zu sein.

Während im Reichstage und auch im Bundesrat sogar von Abdankung geraunt wurde, war Wilhelm aus Berlin fortgefahren. Geärgert und nervös aufgeregt, suchte er nach seiner Art Zerstreuung. Beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen wurde gejagt und allerhand tolles Zeug getrieben. Vergeblich bat die Kaiserin telegraphisch um Rückkehr. Ein amerikanisches Kabarett spielte vor der Hofgesellschaft. Alle Welt erfuhr es aus der Zeitung. Der Chef des Militärkabinetts, also ein hoher Offizier — man stelle sich diese Entwürdigung des preußischen Königtums vor — tanzte vor dem Kaiser als Balletdame verkleidet. Er trat erhitzt auf die Terrasse und stürzte vom Herzschlag getroffen tot hin, — und nun hatte Wilhelm über Nacht Gelegenheit, eine feierliche Beerdigung dekorativ zu arrangieren.

Dann kam der Kaiser nach Berlin. Bülow hielt ihm die Sache so vor, wie er es dem Reichstag versprochen hatte. Der Kaiser gelobte Zurückhaltung, und man muß sagen, er hat das Versprechen, von einigen neueren Entgleisungen abgesehen, von da ab gehalten. Aber damals geschah noch etwas anderes, was Deutschland nicht erkannte. Der Kaiser brach nervös zusammen, legte sich zu Bett, wie König Ahab in der Bibel. Der Kronprinz wurde ge-

rufen, sollte die Vertretung übernehmen. Nach einigen Tagen beruhigten sich des Kaisers Nerven. Die gute Laune, die jeden Tag genießt, feiert, sich feiern läßt, kehrte zurück, aber es war etwas in Wilhelm II. zerbrochen!

Wie er neue Dinge auffaßte, Menschen fesselte, in der Unterhaltung große Gesichtspunkte offenbarte, da zeigte er eine Begabung, die ans Geniale streifte, aber es fehlte zum fertigen Menschen der feste Wille. Bis da hatte er nur in einem Traum von Macht und Erfolg gelebt. Jetzt war er hart auf den Boden gefallen und ganz hilflos gewesen. Von jetzt an war das Selbstvertrauen des stolzen Knaben rettungslos fort. Der Kaiser war nur noch eine dekorative Gestalt ohne Willen. Und nun sollte es geschehen, daß gegen Deutschland ringsum die Ungetüme draußen zum grimmigen Angriff sich vereinigten.

Bülow scheiterte bei dem Versuch, die Finanzen des Reiches, das ja keine Einnahmen aus direkten Steuern hatte, zu stärken.

Die Reichsfinanzreform wollte aus Steuern auf Licht, Verkehr, Alkohol und Erbschaft 500 Millionen Mark jährlich gewinnen. Der neue Reichtum sollte jetzt auch zahlen. Wie kräftig hatte Bülow als Landedelmann den Konservativen geholfen durch die Schutzzölle, aber jetzt verließen sie ihn, wie die Konservativen Caprivi verlassen hatten. Und warum? Weil Bülow auf der Erbschaftssteuer bestand. Das war der Grund, weshalb er seinen Abschied nahm. Die neuen Steuern kamen als lauter indirekte zusammen: Alkohol, Verkehr, Licht, Kaffee, Tee, Tabak und der Geldverkehr wurden belastet. Das war sozial ungerecht und geschäftlich sehr unbequem, aber das reichgewordene Deutschland wollte nicht opfern, die kleinliche wirtschaftliche Selbstsucht war der Todeskeim in der neuen Nationalblüte.

Zweier Worte gedenke ich hier, die ich einmal im Kreise ernster Christen hörte: Ein rheinischer Großindustrieller sagte bitter: „Wenn die Menschen wüßten, was die Industrie verdient hat und wie wenig sie davon den Arbeitern gab, sie würden staunen." Und ein adliger junger Landwirt sagte: „Vor hundert Jahren wohnten wir in einstöckigen Häusern, unsere Arbeiter in Hütten, jetzt wohnen wir in Palästen und unsere Arbeiter noch immer in Hütten."

Der Kaiser trennte sich leichten Herzens von Bülow, seinem gefürchteten Freunde. Empfand er eine gewisse Genugtuung? Bethmann-Hollweg nahm das Amt auf seine arbeitsgewohnten Schultern.

Heimat.

Von Gustav Klaer.

(Schluß.)

Liebe Schwestern und Brüder, verachtet mir die Wortgefäße gerade eurer Heimat nicht — es sind heilige Gefäße. Das Schuldeutsch oder Schreibdeutsch wird meist als die gebildetere, vornehmere Sprache angesehen. Das ist einfach nicht wahr. Gebildet ist das, was eine eigentümliche Bildung hat. Das Schuldeutsch oder Gemeindeutsch aber ist eine Sprache, der man ihre eigentümliche, charakteristische, bodenständige Form und Bildung ausgezogen hat. Blutwarme, lebendige, heimattreue Sprache ist die Mundart, die das Volk unter sich spricht. Die mundartliche Sprache läßt sich nicht, gerade weil sie geformte, gebildete Sprache ist, für alles mögliche gebrauchen, wie etwa

das Schriftdeutsch. Aber sie umschließt Gefühls- und Gemütswerte, die sich einfach nicht durch die gemeindeutsche Schriftsprache wiedergeben lassen. Und darin zeigt sich die tiefe, heimatliche Bedeutung der Mundart. Wer noch eine eigene Heimatsprache hat, sollte stolz darauf sein und sie als teures Gut pflegen und hochhalten. Man braucht sich ihrer nicht zu schämen als ob sie das Zeichen geistiger Unbildung wäre. Sie ist im Gegenteil ein Zeichen ungebrochener heimatlicher Bildung, da sie das freigewachsene Gefäß heimatlicher Gemütswerte ist.

Und darum hat sich auch überall da, wo sich im Auslande noch starkes Deutschtum findet, die heimatliche Mundart erhalten. Denn die Heimat spiegelt sich in keiner anderen Sprache so treu und rein, wie in der zu ihr gehörigen Mundart. Und darum sollt ihr auch die Märchen in eurer Mundart erzählen, weil sie nur so ganz unmittelbar von Herzen kommen und zu Herzen gehen und für euch Heimat werden.

Eine sehr wichtige Brücke zu unserer Dorfheimat, vielleicht das stärkste Bindeglied, ist unsere Arbeit und unser Umgang mit der Natur. Die Natur hat ja für den Stadtmenschen eine grundsätzlich andere Bedeutung als für uns Landmenschen. Der Stadtmensch will die Natur genießen als Schönheitswert oder als Heilkraft. Wir leben mit und von der Natur, indem wir in unserer Arbeit mit ihr ringen oder gegenseitig freundliche Handreichung tun. Für uns hat die Natur ein viel ernsteres Gesicht, weil unser Wohl und Wehe unmittelbar an ihr hängt, und weil in ihr der ernste Sinn unserer Arbeit liegt.

Unsere ganze Arbeit und damit unser Leben ist bestimmt und geregelt durch den gewaltigen Pulsschlag der Natur. Sie weist uns die Zeiten für Aussaat und Ernte, sie sagt uns, wann wir ruhen dürfen und wann wir alle Kräfte anzuspannen haben. In ihr spiegeln sich unmittelbar die großen Grundformen unseres Lebens: Werden und Vergehen, Schlafen und Wachen, Sich-ausgeben und Sich-ernähren. Das Schöne an dieser Arbeit ist, daß sie ihren Sinn und ihre Notwendigkeit schlechthin in sich selbst trägt. Wenn einer ein gelehrtes Buch schreibt, oder in einem Bankhause Zinsen berechnet, oder in einer Fabrik Druckknöpfe für Handschuhe macht, oder auf einer Werft ein Flugzeug baut, dann kann er wohl auf den Gedanken kommen: Ach, wozu eigentlich das alles? — Aber wenn der Bauer seinen Pflug durch die dampfende Scholle führt, dann weiß er immer: es muß so sein. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Und wenn du nicht pflügst, dann gibt es kein Brot. Hier offenbart die Heimat dem Landmenschen die letzten fundamentalsten Gesetze seines Lebens.

Und gerade weil die Landarbeit in diese großen, einfachen, notwendigen Formen eingespannt ist, darum gibt sie auch dem Menschen ein großes, ungekünsteltes, einfaches inneres Format, in dem alles notwendig an seinem Platze ist. Die Natur der Heimat bildet die Natur ihrer Menschen. Das kann man an jedem friesischen Bauern sehen. Und wer einmal durch das Bernauer Tal im Schwarzwald gewandert ist, der weiß auch, woher Hans Thoma seinen Stil und seine eigenartige Kunst hat. Er hätte sie vielleicht nicht, wenn er nicht zeit seines Lebens ein Kind seiner Schwarzwaldheimat geblieben wäre. —

Auch die Feier ist ein Spiegel der Heimat. In der Feier, vor allem in der religiösen Feier, zeigt die Heimat ihre Eigenart in der Form der kirch-

lichen Sitte. Die Sitte ist der Ausdruck des religiösen Gemeinschaftslebens auf dem Lande. Und darum bekundet sich ein starkes Heimatgefühl vor allem in der Achtung vor der heimatlichen Sitte. Wer die Sitte bricht, vergeht sich gegen das ungeschriebene Gesetz der Gemeinschaft und bricht dadurch eigentlich mit der Heimat. In der besonderen Form der Sitte wahrt die Heimat ihr Gesicht und schenkt ihren Trägern eine sichere, beständige Ordnung. Als äußerlich sichtbare Hüterin dieser Ordnung steht die Kirche, die Dorfkrone, in der Mitte oder an der höchsten Stelle des Dorfes.

Auch hier wieder kann man öfters eine Kritik hören, die da meint, das eigentliche religiöse Leben würde durch die kirchliche Sitte erstickt. Denn religiöses Leben gäbe es doch nur da, wo es sich um die persönliche Hingabe eines einzelnen Menschen an Gott handle. Diese Meinung übersieht völlig, daß der heimatgebundene Landmensch auf einer ganz anderen — (wohlgemerkt: ich sage nicht tieferen) — geistigen Stufe steht, als der mehr oder weniger entwurzelte und auf sich selbst gestellte Intellektuelle. Dem ganz an die große Ordnung der Natur gebundenen Leben des Landmenschen entspricht geistig-seelische Bindung an die Ordnung religiöser Sitte durchaus, und die Beugung unter solche Ordnung ist nicht bloßer Stumpfsinn, sondern mindestens ebensoviel Selbstopfer und Demut aus dem Gefühl der Schicksalsverbundenheit mit den Brüdern heraus, wie Achtung vor dem Objektiven, Heiligen, das sich in irgendeiner für unsere irdische Welt gültigen und faßlichen Form in der kirchlichen Ordnung offenbart. Der Mensch, der sich der heimatlichen Sitte und Ordnung beugt, kann das mit mehr Achtung vor dem Heiligen tun, als der Individualist, der in dem Bedürfnis, alles begreifen zu müssen, sich der Demut und Ehrfurcht vor dem letzten Geheimnis beraubt

„Gib ein reines Leben, sich're Reif' daneben!" so singt auch unsere evangelische Jugend. Ich glaube, die „sichere Reife" wird sie weniger auf dem Wege religiöser Problematik tun, als in der ehrfürchtigen Anerkennung der kirchlichen Sitte ihrer Heimat und in der Sorge um eine innere religiöse Ordnung ihres Lebens, die sie am leichtesten in der Anpassung oder Beugung unter die bestehende kirchliche Ordnung finden wird. Wir wollen doch die begriffliche Erfüllung unseres religiösen Denkens nicht zu sehr überschätzen zum Schaden einer tatsächlichen, freiwilligen und völligen Beugung vor dem Unfaßbaren. In welcher liturgischen Form es uns symbolisch ergreift, ist mehr oder weniger Gefühlssache. Viel wichtiger ist aber, daß wir dabei die sittliche und religiöse Kraft aufbringen, uns überhaupt irgendeiner Gemeinschaftsform mit anderen Menschen zusammen zu beugen. Was aber liegt dann näher, als einfach die Sitte anzuerkennen, unter deren Obhut und Bewahrung unsere Väter ihre Reise im Irdischen vollbracht und auch wir unseren Fuß in den Kreis unserer Gemeinde gesetzt haben, also die kirchliche Heimatsitte zu pflegen und zu stärken! —

Meine lieben jungen Freunde, vielleicht habt auch ihr schon gelegentlich mit offenem oder uneingestandenem Widerwillen an den Gottesdienst oder sonstige kirchliche Ordnungen eures Heimatdorfes gedacht: „Was sollen wir mit diesen alten liturgischen Handlungen und Wechselgesprächen anfangen, die wir gar nicht verstehen!" — Ich möchte euch vor dem einen Irrtum warnen, zu glauben, man könne jede Sache dadurch ergreifen und für sich wertvoll machen, daß man sie sich verständlich zu machen sucht, also durch Worte und Verstandesüberlegungen daran herumorakelt. Es gibt Dinge, die man als

geheimnisvolles Ganzes nehmen muß, wie einen Zweig im Frühjahr, an dem
noch die braunen Knospenschalen die Blätter umschließen und deren Öffnung
man geduldig abwarten muß. So ist es auch mit manchen kirchlichen Dingen. Da hilft alles Erklären nichts. Man muß langsam mit zunehmender Reife hineinwachsen und warten, bis diese scheinbar toten Dinge einem lebendig werden. Aber versucht es einmal, auch diese Dinge als ein Stück eurer Heimat zu betrachten und nehmt sie mit der nötigen Ehrfurcht als ein heiliges, wenn auch noch unverwendbares Erbe eurer Gemeinde, aus der ihr selbst hervorgegangen seid. Es ist keine innere Unwahrhaftigkeit, wenn ihr euch in diesem Sinne dem Unverstandenen beugt. Ihr müßt euch nur bewußt bleiben, daß ihr euch damit in den **Dienst** der Gemeinschaft stellt vor Gott.

III.

Ich habe in meinen Ausführungen nur das Wesentliche herausgreifen und in knappen Strichen zeichnen können, was unsere Dorfheimat an Werten für uns birgt. Auf Vollständigkeit kommt es dabei nicht an. Nun wird man mir gegen alles das den Einwand machen können, daß ich meine Gedanken auf Verhältnissen aufgebaut hätte, wie sie vielleicht vor hundert Jahren waren. Aber heute sei die Zeit längst darüber hinweggeschritten und praktisch ließe sich nicht mehr viel damit anfangen. Denn die Auflösung dieser alten Ordnungen schritte immer weiter fort, und vor allem hätte sich die Denkweise der Landmenschen derartig gewandelt und der Gesichtskreis auch des einsamsten Waldbauern so sehr erweitert, daß wir vor Wertverschiebungen ständen, die schwerlich mehr mit den hier aufgezeigten Werten in Einklang zu bringen wären.

Wenn wir unsere Dörfer daraufhin einmal ansehen, so werden wir vieles finden, was dem recht zu geben scheint. Seit Anbruch des Maschinenzeitalters hat sich gegen früher vieles geändert. Es gibt heute nur noch wenige Dörfer, die nicht verhältnismäßig bequem den Anschluß an die großen Eisenbahnverkehrsstraßen finden könnten. Diese „Erschließung" des Landes, wie das geschäftstüchtige Leute nennen, macht heute infolge des gesteigerten Autoverkehrs noch größere Fortschritte. Auf diese Weise kommen nicht nur die Landmenschen **mehr** aus ihren Dörfern heraus, sondern es kommen vor allem auch Landfremde und Artfremde in die Dörfer **hinein**, sei es nun, um sie geschäftlich auszunutzen oder um sich von ihren Geschäften zu erholen. Es findet eine Berührung mit Menschen statt, die gar keinen Sinn für ländliche Art und ihren inneren Lebenszusammenhang haben, sondern die die ganze Welt nur unter dem Gesichtspunkt des Fortschrittes betrachten. Daß das Wort „Fortschritt" ein Wort mit hundert Fragezeichen und sehr bedenklichem Inhalt ist, ahnen sie nicht. Jedenfalls erscheint von dem Gesichtspunkt des Fortschrittes aus das Land als völlig rückständig. Und daher beginnt mit **dem** Augenblick, wo diese fixe Idee (denn weiter ist es nichts) in einem Dorfe Fuß gefaßt hat, die **Auflösung** und **Zersetzung** der alten Heimatswerte.

Die Maschine schuf aber nicht nur neue Verkehrsmöglichkeiten, sie gestaltete auch die ganze ländliche Arbeitsweise um. Das Bild des Säemanns und des Dreschers ist eben nur noch ein Bild und aus der Wirklichkeit so gut wie verschwunden. Alles wird mit Maschinen besorgt. Zugleich mit der Maschine zog aber auch der Gedanke der Bodenverbesserung und der Ertrags-

steigerung ein, d. h. der rationellen Bewirtschaftung, wobei der ursprüngliche Sinn des Wortes „rationell", das ja eigentlich „vernünftig" bedeutet, sich unmerklich in „gewinnbringend" verwandelte. Der Acker ist seitdem nicht mehr das uns tragende und nährende Land, sondern der Besitz, aus dem möglichst viel Geld herausgewirtschaftet werden muß. Der Bauer nennt sich nicht mehr nach seiner Tätigkeit „Bauer", sondern Gutsbesitzer. Er ist nicht mehr Arbeitsmann, sondern Besitzer, also Kapitalist geworden, dem seine Arbeit nicht mehr Beruf, sondern Geschäft bedeutet. Auch hier liegt es wieder auf der Hand, wie bei einer derartigen Entwicklung der Mensch die eigentlichen Heimatswerte des Landes verlieren mußte.

Die Erschließung des Landes durch den Verkehr und die maschinelle Umwälzung der Arbeitsmethode, mit einem Wort der „Fortschritt", hat eine Entwicklung eingeleitet, die nichts weiter als fortschreitende Zersetzung der inneren Werte des Landes bedeutet. Denn mit dem Einzug kapitalistischer Instinkte und Anschauungen verlieren die Dinge ihren Selbstwert. Der wirtschaftliche Wert, d. h. das Geld, ist der einzige Maßstab, der noch in Währung ist.

Aber in demselben Maße wie die Dinge ihren Eigenwert für den Menschen verlieren, verliert auch er an innerem Wert. Er wird inwendig hohl und verlogen. Er hängt sein Herz an billigen Plunder oder an teuren Kitsch, im Grunde genommen ein Zeichen derselben Gesinnung. Wo die Arbeit ihren inneren Sinn verloren hat und zur Magd des Geldbeutels geworden ist, da schämt man sich ihrer Niedrigkeit. Man verleugnet seine eigene Art und Gebundenheit. Man glaubt dem freieren Stadtmenschen gleich zu sein nach der bekannten Regel: „Kleider machen Leute." Und dann geht es vom Misthaufen in die Lackschuhe, aus dem Kuhstall in die Florstrümpfe, vom Futterboden in den Cutaway, und mit zweideutigen Couplets und eindeutigen Negertänzen, mit Schnaps und Zigaretten tröstet man das freudeheischende Herz. Und keiner sieht und keiner merkt, wie verbogen und komisch und widersinnig dieses ganze Gebaren ist für einen Zuschauer, der außerhalb dieser Dinge steht — nein, Freunde, wie furchtbar und erschütternd! Denn es geht ja nicht nur um die paar Leute, um die eine junge Generation. Die wäre noch zu verschmerzen. Aber es geht um das Schicksal unseres ganzen Volkes. Es geht auf Leben und Tod! —

Seht, in dieser Entwicklung stehen wir nun mitten drin, wir Leute aus dem BDJ. Ich sage nicht, daß wir besser wären als die anderen. Denn wir sind auch an dem einen oder anderen Teile von dieser Krankheit mit ergriffen. Aber wir wissen wenigstens, daß hier eine furchtbare Krankheit wütet und fragen: Was sollen wir tun? Wie sollen wir ihr Einhalt gebieten? Oder können wir gar nichts tun? —

Ich will euch eine kurze Geschichte erzählen aus einem Buche, das ich gern einem jeden von euch in die Hand legte. Es heißt „Ostloorn", holländische Dorfgeschichten von Ulfers.

„Da war in Ostloorn ein alter Glöckner, der schon 40 Jahre in der Gemeinde sein Amt versah. Und die Leute sagten von ihm, daß seine Seele in der Glocke säße.

Als ihn eines Tages der neue Pfarrer einmal ein wenig dumm fragte, ob es ihm denn gar nicht langweilig würde, so 30, 40 Jahre lang an dem Seile zu ziehen, da sah ihn Ilting — so hieß der Glöckner — verwundert an und

fragte ihn, ob es i h m denn etwa langweilig würde, zu p r e d i g e n. Das klänge ja gerade so, als ob er meinte, er wäre nur des Geldes wegen Glöckner.

Und dann erzählte er ihm, daß das mit dem Läuten gerade so wäre wie mit dem Predigen. Die rechte Tiefe bekäme es erst, wenn der Glöckner oder der Pfarrer einen tiefen Schmerz erlebt hätten. Und das hörten die Leute sehr wohl heraus. — Da wußte der Pfarrer, daß sein Predigen noch nicht die rechte Tiefe hatte. Mit Jlting aber war das so gekommen: Als er sein Glöckneramt übernommen hatte, da freute er sich, daß er den Vorzug vor den anderen Bewerbern bekommen hatte und daß er regelmäßig sein kleines Gehalt für seine Dienste bekam. Und so tat er diesen Dienst mit Freuden.

Aber nach ein paar Jahren waren ihm andere Gedanken gekommen. Da konnte er nur noch mit Neid auf die großen Bauern im Dorfe sehen, und mehr und mehr packte ihn das Verlangen, auch so reich und groß zu werden wie sie. Und so machte er sich einen Plan zurecht. Er wollte ein großes Stück Heide erwerben und in Wiesen verwandeln und große Viehherden darauf ziehen usw. Es ließ ihm keine Ruhe mehr. Nach jedem Läuten kletterte er auf den Kirchturm, von dem aus er das Heideland sehen konnte, und spann dort oben seinen Plan weiter. Er dachte beim Läuten schon gar nicht mehr an sein Amt, sondern nur noch daran, daß er nur erst bald hinaufkäme, wo er von fern sein Glück sehen konnte.

Eines Tages hatte er 200 Gulden erborgt und dafür ein Stück des Ödlandes erworben. Und nun ging es an die Arbeit. Jlting sah nicht, wie die Leute die Köpfe schüttelten. Er sah nur seinen Reichtum, der ihn glücklich machen sollte. Nach drei Jahren war Jlting ein gebrochener Mann. Er sah, daß er sich mit dem Land verrechnet hatte und hatte nun alles verloren und Schulden dazu. Und lange Zeit war er ganz verstört. Der erste große Schmerz hatte ihn gepackt.

Aber eines Sonntagmorgens, als er aus der Kirche ging, sagte er zu sich selbst: „Jch habe nicht gewußt, was Glück ist.“ Und von der Stunde an kam zum ersten Male Tiefe in Jltings Läuten. Und so lange er das Seil in der Hand hatte und sein kleiner Körper sich bückte und streckte, sprach eine Stimme in seinem Herzen: „Du bist auf dem verkehrten Wege gewesen, Jlting, du mußt nicht groß und reich sein wollen. Zufrieden sein ist auch genug.“

Und wenn die Menschen zu den bestimmten Zeiten den Glockenschlag vom Winde weither an ihr Ohr getragen hörten, dann sahen sie Jlting am Seil stehen, wie er ihnen predigte: „Du sollst nicht groß und reich sein wollen, wie Jlting es gewollt hat. Zufrieden sein ist auch genug.“

Und später einmal sagte der Pfarrer zu einem Bekannten: „Wenn ich in Utrecht die tiefen Töne der Domglocken hörte, dachte ich nie an den Mann, der am Seile war. Jch hörte die Töne und damit war es für mich aus. Aber hier, hier sehe ich immer zugleich auch das Glockenseil, und an dem Seile den kleinen Jlting mit seinem schmalen Gesichtchen und seinem weißen Kopfe. Und was ich dann s e h e, spricht m e h r zu meinem Herzen, als was ich h ö r e. J c h predige z w e i m a l in der Woche, aber d e r Mann predigt alle Tage d r e i m a l.“ — — —

Wißt ihr, warum ich euch diese Geschichte erzählt habe? — Ein jeder von uns läutet eine Glocke in seiner Heimat, der eine eine große, der andere eine kleine. Aber wir alle geben nicht acht auf unser Läuten, weil wir andere unwichtige Dinge im Kopfe haben. Es muß wieder Tiefe in unser Läuten, in

unsere Arbeit und in unser Leben kommmen, damit man auch bei uns merkt, daß unsere Seele in unserer Glocke sitzt.

Was unsere Heimat entseelt hat, das ist — ich will es noch einmal sagen — der Mammonsgeist, das kapitalistische Denken und Fühlen, das die Dinge nicht selbst in ihrer Art und Schönheit und ihrem Wert erkennt, sondern das immer nur auf Geld und Geldeswert gerichtet ist und darum auch die Freude an der Arbeit selbst verloren hat.

Das Glück liegt nicht im Reichsein und Genießen und Sich-alles-erlauben-können. Es liegt im inneren Reichtum unseres Lebens. Reich aber ist unser Leben, wenn es Kraft hat, Leben zu schaffen und alle Dinge um sich her lebendig zu machen, so wie Ilting seine Glocke. Reich ist unser Leben, wenn es eine Heimat hat oder, wo sie verlorengegangen ist, sie wieder erweckt.

Es ist nicht Schuld der Maschine, daß wir so geworden sind, wie wir sind. Wir haben uns nur von ihrem Dämon unterkriegen lassen und haben es nicht gemerkt. Darum gilt es jetzt, wach zu sein und auf den Weg zu blicken.

Ich weiß wohl, wie schwer es ist, besonders für euch junge Menschen, euern Weg durch den Geist unserer Zeit unangefochten zu gehen; wie schwer es ist, Ehrfurcht und Achtung zu hegen vor Heiligtümern, die man verraten und verkauft hat, und die man sich nicht scheut, in den Schmutz zu ziehen.

Aber darum sollen sie euch doch heilig sein! Darum sollt ihr ihnen doch ein paar Lichtlein in euerm Herzen anzünden! Habt eure Heimat wieder lieb in all ihrer Schlichtheit und Dürftigkeit, in all ihrer Mühsal und Enge! Redet einmal im stillen mit ihr, bis sie euch die Augen aufschlägt und ihr erkennt, daß sie doch eine Seele hat, eine Seele, von der die eure nicht loskommt, weil sie selbst ein Stück von ihr ist! —

Es gibt so vielerlei Dinge in der Welt, die da glänzen und gleißen und das unruhige Menschenherz betören. Aber es bleibt doch ewig wahr, was an einem alten Bauernhaus geschrieben steht: „Der Rauch der Heimat ist klarer als der Sonnenschein der Fremde."

Evangelium und Sozialismus.

Emil Blum.

1. Sozialismus und Christentum sind eins in der Verneinung der heute herrschenden politischen und wirtschaftlichen Ordnung, die um ihrer Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit willen überwunden werden muß.

Der Grundzug unseres heutigen Wirtschaftssystems, gegen das sich der Ansturm des Sozialismus richtet, ist die Klassenschichtung der Gesellschaft. Klassenschichtung bedeutet nicht die Gliederung des Volkes nach Ständen, welche nach der übernommenen Arbeit ihren eigenen Lebensrhythmus, ihren eigenen Lebensstil ausgebildet haben und in sich eine natürliche Abgeschlossenheit besitzen. Klassenschichtung bedeutet immer Klassenherrschaft, und unter Klassenherrschaft verstehen wir nicht die Führung des Gesamtlebens durch die Berufenen, sondern Unterwerfung der unteren Klassen zur Ausbeutung durch die oberen. Klassenherrschaft bedeutet Mißbrauch der Führungsgewalt zum Eigennutz. Klassenherrschaft baut das Glück der Einen auf die Not der Andern. Wir

vermögen nicht auf gelehrte Weise alle die Zusammenhänge der Klassenherrschaft zu zeichnen; doch es genügt, die bestehenden Verhältnisse mit den Augen eines naiven Menschen zu betrachten, der aufmerksam und verständig in die Welt sieht. Das Bild, das sich unserem Auge bietet, ist dieses: Es sind dieselben Menschen, welche die äußerlich wertvollste, freudebringendste Arbeit verrichten, welche guten Tisch führen, sich gut kleiden, welche die besten Aerzte nehmen und die längsten Ferien zur Erholung haben können. Sie befinden sich im buchstäblichen und sinnbildlichen Sinne des Wortes an der Sonnenseite des Lebens. Und andererseits sind es dieselben Menschen, welche die härteste und unangenehmste Arbeit verrichten, deren Tisch kärglich gedeckt ist, welche schlechte Kleider tragen, im Krankheitsfalle sich mit dem ersten besten Arzt begnügen müssen und sich wenig Erholungszeit gönnen können. Sie wohnen in buchstäblichem und bildlichem Sinne des Wortes auf der Schattenseite des Lebens.

Es mag sein, daß die heutige Kulturstufe dem Proletariat bessere äußere Lebensmöglichkeiten bietet, als sie in früheren Zeiten dessen Vorfahren geboten waren. Armut ist älter als das Proletariat, und ein namhafter Gelehrter, wie Werner Sombarth, glaubt bestimmt versichern zu können, daß, rein äußerlich gesehen, vor 50 oder 100 Jahren mehr Not war als heute. Damals bildete der nackte Hunger vielfach den ständigen Begleiter zahlreicher Familien. Manche Lebensgewohnheiten (z. B. Licht, Wasserleitung) des heutigen Proletariers, wären dessen Urgroßvater märchenhaft herrlich erschienen. Es gibt zu denken, daß in früheren Jahrhunderten der Straßenbettel eine Landplage war, wo er heute zur Ausnahme geworden ist. Die durchschnittliche Dauer der Lebenszeit, auch der unteren Schichten, hat sich erhöht. (Wir müssen also in der Kritik des herrschenden, kapitalistischen Wirtschaftssystems vorsichtig sein und von vornherein sagen, daß jede Umwälzung, welche die Erzeugung von Lebensgütern vermindert, gefährlich ist und sehr schnell zum Frevel werden kann. Eine Ersetzung des jetzigen kapitalistischen Wirtschaftssystems durch eine sozialistische Ordnung ist nur möglich, wenn der wirtschaftliche Erfolg des industriellen Kapitalismus in die neue Wirtschaftsform hinübergenommen werden kann.)

Bei aller Anerkennung dessen, was durch die bestehende Wirtschaftsordnung geleistet wird, dürfen wir das Eine aber nicht aus dem Auge lassen: Die Klassenunterschiede sind ungeheuer verstärkt worden. Das Anwachsen des Reichtums der niederen Volkskreise steht in keinem Verhältnis zum Anwachsen des Reichtums der führenden Schichten, welche die kapitalistischen Machtmittel in ihrer Gewalt haben und über den Gewinn der kapitalistischen Entwicklung verfügen. Unser ausgebildetes Geld- und Kreditwesen hat eine Anhäufung von Vermögenswerten ermöglicht, welche sich frühere Geschlechter nur in Märchen erträumten. Solange in früheren Zeiten die großen Vermögen hauptsächlich in Grundstücken angelegt wurden, war eine Ansammlung von Macht und Reichtum in einer Hand kaum in dem Maß möglich wie heute. Die moderne Zeit brachte eine Entfaltung des Bankwesens, aus dem heraus erst die modernen Riesenvermögen erwachsen konnten. Die Inhaber der Aktien, Obligationen und sonstiger Wertpapiere ernten heute ohne die geringste Arbeit Zinssummen, die unseren Urgroßvätern als Vermögen erschienen wären. Es gibt heute Glückliche, denen ihr Esel-streck-dich im Stall steht und denen das Geld nie ausgeht. Die Entwicklung der Technik hat Güter erzeugt, die zwar dem armen Mann großenteils verschlossen bleiben, aber den Reichen Möglichkeiten zur Verwendung seines Reichtums geben, die von den Träumen der alten Märchenerzähler

wahrlich nicht überboten werden. Das Machtwort des reichen Mannes funkt über die Erdteile, und der Reiche fliegt im Flugzeug bequemer durch die Lüfte, als es der Märchenheld im fliegenden Koffer zu tun vermochte. Das Einkommen eines John Rockefellers betrug 1916 in der Minute 800 Mk., während der Stundenlohn einer Arbeiterin hier wie dort etwa 5 Pfg. betrug. Es mögen früher an der Pest unvergleichlich mehr Leute gestorben sein, als heute der Tuberkulose erliegen; aber das Verbitternde liegt darin, daß die Einen heute die Mittel haben, um sich mit einigem Erfolg gegen die Seuche zu wehren, während den andern diese Mittel nur im geringen Maße zugänglich sind.

Nun ist freilich die Gestalt des Kapitalisten, der nichts tut, als daß er die ihm von selbst zufallende Rente verzehrt, eine Demagogenfigur, welche in der Wirklichkeit selten genug vorkommt. Würden unsere reichen Leute nur die Früchte ihres Reichtums verzehren, ohne straff zu arbeiten, wie das bei dem Adel Frankreichs vor der französischen Revolution Sitte war, so wäre ihre Herrschaft wahrscheinlich 1918 gestürzt worden, wie die französische Adelsherrschaft 1789 gebrochen worden ist. Viel bezeichnender als der reiche Nichtstuer, der im Klubsessel seine dicke Havanna raucht und seine Kräfte in Ausschweifung verzehrt, ist der unermüdlich arbeitende Kapitalist, der von früh bis spät unermüdlich an der Arbeit sitzt. Die neu erworbenen Reichtümer werden wieder in die Volkswirtschaft hineingeführt und dienen weniger der Verschwendung, als der Vervielfältigung der Macht des Unternehmers. Freilich steckt in dieser Machtanhäufung ein ebenso gefährlicher Dämon wie in der reinen Verschwendung. Als die Inflationszeit die Macht des Unternehmertums stark steigerte und die Arbeiterschaft machtlos den Industrieherren auslieferte, konnte auch der Außenstehende etwas von dieser Gewalt ahnen.

Das unsere Wirtschaft beherrschende Streben nach vergrößerter Macht läßt die Wirtschaft aus Segen zum Fluch werden, der Sinn wird zum Unsinn. In der Jagd nach vermehrtem Absatz der Ware versucht der Unternehmer die Erzeugung durch niedrige Löhne billig zu halten. Die niedrigen Löhne verschließen umgekehrt dem Absatz durch die fehlende Kaufkraft des Arbeiters den inneren Markt und zwingen den Unternehmer, sich neue Absatzgebiete zu erkämpfen. Dieser Kampf spannt auch die Kräfte der Leitenden aufs Aeußerste an, erzeugt die verhängnisvolle Krise der Arbeitslosigkeit, verbindet sich mit der imperialistischen Politik und verdichtet sich schließlich zu Kriegen, in denen ein Vielfaches der Werte zerstört wird, um die sie geführt werden. Die Wirtschaft ist zum Götzen geworden, dem blutige Menschenopfer dargebracht werden. Die Wirtschaft ist zum Herrn des Menschen und der Mensch zum Werkzeug der Wirtschaft geworden.

Wenn schon alle zum Opfer der Götzenwirtschaft geworden sind, so ist doch der Angehörige der untersten Klassen in ausgezeichneter Weise das Opfer. Das Elend des Proletariers hat gegenüber früheren Formen des Elends und der Not sein eigenartiges Gepräge. Das Leben des Proletariers ist entwurzelt und verödet. Es ist da nicht nur an die nackten Lebens- und Einkommensverhältnisse gedacht, sondern an die eigenartige Form oder Unform der proletarischen Lebensgestaltung. Die Arbeit des Gutshörigen in früheren Jahrhunderten mag in größerem Elend geschehen sein, als sich das Leben des modernen Proletariers abwickelt. Aber die Arbeit des Proletariers ist einerlei, wo die Arbeit des Hörigen mancherlei war. Der Häusler lebt noch in Verbindung mit der Natur, und seine Arbeit ist dem Boden nahe und hat etwas Elementares an

sich. Der moderne Stadtarbeiter aber verrichtet Tag um Tag und Stunde um Stunde immer denselben kleinen Handgriff, für den noch kein Automat erfunden ist. Eugen Rosenstock weist in seinem Buch „Werkstattaussiedlung" darauf hin, wie die industrielle Entwicklung das Leben des Arbeiters in seinen seelischen Werten ertötet. Er hat zu seiner Arbeit nicht das geringste persönliche Verhältnis mehr. Erfindet er z. B. eine Verbesserung für sein Werkzeug, so weiß der Werkzeugmeister die Anregung so weiterzugeben, daß er selber als Erfinder dasteht, und zudem bringt die Erfindung dem Arbeiter keinen Gewinn, denn bei beschleunigtem Herstellungsverfahren sinkt der Akkordlohn, der Gewinn fließt allein dem Aktionär zu. So beginnt das Leben des Proletariers eigentlich erst nach Feierabend. Mit 18—20 Jahren hat das Leben des Industriearbeiters meist schon eine Höhe erreicht, die keinen weiteren Anstieg ermöglicht. Wie tief die Not ins Mark des Lebens schneidet, beleuchtet die Tatsache, daß die Kindersterblichkeit in Arbeitervierteln um ein Vielfaches größer ist als in den Vierteln der Wohlhabenden. Da reicht die Ungerechtigkeit der Klassengegensätze ins innerste Leben hinein und die Unterlassung durchgreifender Sozialreformen streift nahe an systematischen Totschlag. Die Spatzen auf den Dächern wissen heute von den Zusammenhängen zwischen Wohnungsnot und Krankheit, von der Zerstörung des Schamgefühls und der erotischen Verwilderung durch die Enge der Wohnungen.

2. **Der Sozialismus läßt sich nicht als eine Forderung aus dem Neuen Testament herauslesen, sondern ist eine Frage politischer Erkenntnis und wirtschaftlicher Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit. Das Christentum kann sich aber mit einer sozialistischen Wirtschaftsordnung mindestens so gut verstehen wie mit den bisherigen Staats- und Wirtschaftsordnungen.**

Das Evangelium gibt keine Anweisungen zu praktischer Lebensgestaltung. Das neue Testament ist weder ein Lehrbuch für Sozialethik, noch ein Handweiser für die Moral des Einzelnen. Das Evangelium ist die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und die Verheißung einer neuen Erde und eines neuen Himmels. Das Evangelium ist Offenbarung des heiligen Geistes, ist Zeugnis der Gestaltwerdung Christi in Jesus, welcher nicht das göttliche Leben in festen Regeln lehrte, sondern das göttliche Leben als Mensch verkörperte. Das Wesen des göttlichen Lebens aber ist der Geist, und der Geist ist lebendig, und er ist es, der uns immer neu in alle Wahrheit leitet. Darum ist es ein Unsinn, wenn irgendwelche Wahrheiten oder irgendwelche Forderungen, zu deren Einsicht und Notwendigkeit uns heute der Geist leitet, rückschauend in das neue Testament hinein verlegt werden, als ob diese Einsichten und Forderungen in ihrer konkreten Einzelhaftigkeit dort schon ausgesprochen wären. Der Sozialismus ist aus dem neuen Testament so wenig als Forderung heraus zu lesen, wie Abstinenz von alkoholischen Getränken, Pazifismus und Demokratie. Freilich darf man ebenso wenig umgekehrt schlußfolgern, daß Enthaltsamkeit unreligiös sei, weil Jesus auf der Hochzeit zu Kana selbst Wasser in Wein verwandelt hatte, oder, daß Krieg eine gottgewollte Auslösung menschlicher Spannungen darstelle, weil Johannes der Täufer in seiner Seelsorge den Soldaten nicht die Dienstverweigerung anriet, oder, daß die Monarchie die Gott wohlgefällige Staatsform sei, weil wir dem Kaiser geben sollen, was des Kaisers ist. Darum muß ein Schlagwort

wie „Jesus war der erste Sozialist“ vermieden werden. Es läßt sich nur sagen, daß das neue Testament sich scharf gegen den mammonistischen Geist wendet, und daß der mammonistische Profitgeist die Grundlage kapitalistischer Wirtschaft bildet. Indem eine sozialistische Ordnung aus der Sorge um das Wohl Aller herausgeboren ist und nicht alles dem freien Spiel der selbstsüchtigen Kräfte überläßt, ist sie der kapitalistischen Wirtschaftsform ethisch überlegen. Das Christentum hat sich im Lauf der Jahrhunderte mit den verschiedensten Staatsformen, Wirtschaftsordnungen und Kulturstufen verbunden, gerade weil es sein Leben aus einer viel größeren Tiefe schöpft als alle Einzelordnungen des gesellschaftlichen Lebens darstellen. So gut wie sich das Christentum mit dem römischen Reich deutscher Nation, mit dem absoluten Fürstentum, mit der liberalen Demokratie verbinden konnte, ebenso gut wird es sich mit einer sozialistischen Ordnung verbinden können.

3. Die sozialistische Bewegung lebt von Christus.

Wenn gesagt wird, die sozialistische Bewegung lebe von Christus, so ist damit nicht die Erhaltung der kirchlichen Sitte gemeint. Es ist auch nicht die Anerkennung bestimmter dogmatischer Lehrsätze gemeint, sondern es soll damit hingewiesen werden auf die Notwendigkeit des Geistes der Selbstlosigkeit, den uns der Name Jesus Christus bezeichnet. Bücher, wie Wenzel Holeks „Erinnerungen eines deutsch-tschechischen Arbeiters“ zeigen, von welcher Opferbereitschaft die sozialistische Bewegung in ihrem Anfang getragen und erst ermöglicht worden ist. Auch heute lebt im klassenbewußten Arbeiter ein Glaube an die große Aufgabe und der Bewegung und der Wille, dieser Aufgabe mit Hintansetzung eigenen Interesses zu dienen. Trotz aller gegenteiligen Theorien ist die Arbeiterbewegung von der heimlich religiösen Idee getragen, für die kommenden Geschlechter eine neue gerechte Welt zu bauen. Der Sozialismus ist getragen vom Brudergedanken und verrät dies in der Anrede „Genosse“. Die Arbeiterbewegung ist der Protest gegen die unsinnig und fluchvoll gewordene Wirtschaft der Zeit. Sie entspringt in letzter Hinsicht der Besinnung des Menschen auf das Wesen dessen, was Wirtschaft eigentlich sein soll. Der Marxismus verhüllt durch seine geschichtsmaterialistische Theorie die Beziehung des Sozialismus zur letzten Frage nach dem Sinn des Geschehens, aber in Wahrheit geht es auch ihm letzten Endes um die Bestimmung des Menschen. Für Marx beginnt die wahre Menschengeschichte erst, wenn durch die Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel die Klassenherrschaft jeder Art in der Wurzel erstickt ist und die Bahn für die Entfaltung einer neuen Kultur frei liegt, die nicht mehr von der Wirtschaftsgewalt herrschender Schichten abhängig bleibt. Der Sinn des Sozialismus ist ihm die Einleitung einer neuen Menschheitsepoche, die dem Menschen erst eine sinnvolle Lebensgestaltung ermöglicht. Es ist die „List der Geschichte“, daß der auf Selbstsucht aufgebaute wirtschaftliche Kapitalismus geschichtsnotwendig das Zeitalter des Sozialismus vorbereiten muß. Der große Umschwung von einem zum anderen ist der Sprung, durch den die Geschichte der menschlichen Gesellschaft aus ihrem untermenschlichen Stadium heraustritt und das Tor zur Freiheit öffnet. Aus dieser verborgen liegenden Schau heraus gewinnt der Marxismus seinen leidenschaftlichen, versteckt idealistischen Schwung. Wer mit sozialistischen Arbeitern in Berührung kommt, kann auch heute noch diese letzte Sinnbezogenheit der sozialistischen Bewegung beobachten, die ihr ihren heimlich religiösen Charakter verleiht. Der klassenbewußte Proletarier gewinnt seine Leidenschaft nicht nur aus den egoistischen Trieben unbefriedigter

Selbstsucht, sondern ist bewußt oder unbewußt getragen von dem Glauben an die Menschheitsaufgabe seiner Klasse, den Fluch der Wirtschaft zu brechen. Der heimlich religiöse Charakter der Arbeiterbewegung gibt dem Sozialismus das starke Rechtsbewußtsein, in welchem er seinen Kampf führt. Alle gesellschaftlichen Mächte leben davon, daß in ihnen Kräfte selbstlosen Dienstes tätig sind. Jeder Verein und jede Jugendgruppe weiß das. Jede Schule gedeiht nur, wo die Lehrer nicht das Ihre suchen, sondern das der Kinder. Kein Staat ist kräftig, dessen tragende Glieder nicht den Adel ehrlichen hingebenden Dienstes kennen, ja, unsere kapitalistische Ordnung könnte sich nicht erhalten, wenn sie nichts anderes als nur egoistische Kräfte in sich bergen würde. Auch ein erkämpfter Sozialismus bedarf zu seiner dauernden Herrschaft der Kräfte der Kameradschaft, der Treue, der Dienstwilligkeit, die alle ihre letzte Quelle in selbstloser Liebe haben. Es gibt tatsächlich keine flächenhafte Lösung der sozialen Frage, jede Heilung kann nur kommen aus der Tiefe geistiger Wandlung. Von da aus muß die sozialistische Bewegung um ihrer selbst willen kritisch betrachtet werden.

Die sozialistische Bewegung ist gefährdet durch die Art, wie sie den Klassenkampf bewußt auf den rein selbstsüchtigen Interessen des Arbeiters gründet und die Instinkte des Neides und Hasses pflegt, um der Bewegung Schwung zu verleihen. Wer immer nur an die eigentlich egoistischen Instinkte der Masse apelliert, wie das die sozialistische Presse und die sozialistischen Redner in hohem Grade tun, der züchtet einen Geist, der nie fähig ist, ein Reich der Gemeinschaft zu bauen. Die Selbstsucht dessen, der Unrecht leidet, deckt sich nur eine Strecke Weges mit dem Rechte, nämlich solange, als der Zustand der Entrechtung des Ausgebeuteten anhält. Im Augenblick aber, wo diese Grenze erreicht wird, das eigene Recht ertrotzt ist, stürmt der gezüchtete Egoismus über diese Linie hinaus, denn er frägt ja nicht nach Recht, sondern nach Vorteil.

Es muß noch mehr gesagt werden. Nicht nur laufen Selbstsucht und Recht immer schließlich auseinander, sondern es genügt selbst der reine Rechtsgedanke nicht, um Gemeinschaft zu bilden oder auch nur zu erhalten. Es steckt im Rechtsgedanken im tiefsten Grunde ein Unzulängliches, auch da, wo es sich nicht um zufälliges Scheinrecht handelt, sondern um wahres Recht. Irgendwo gibt selbst das Recht dem Ich zu viel Raum, als daß sich darauf Gemeinschaft letztlich gründen läßt. Gemeinschaft wird erst, wo leidensbereite Hingabe ist. Die Welt lebt vom hingebenden Opfer, und ohne Opferbereitschaft gibt es keine neue Zeit.

Diese Kritik des unentwegten Klassenkampfes will nicht in jene Kerbe hauen, in welche von bürgerlicher Seite immer hineingehauen wird. Es ist klar, daß der Klassenkampf von der Arbeiterbewegung nicht erfunden ist, er ist so alt, wie die Klassenscheidung überhaupt. Die sozialistische Bewegung hat ihn nur in das Bewußtsein der Massen erhoben und ihm das Ziel gewiesen, durch den Sieg des klassenbewußten, das bedeutet des seiner schicksalshaften Rolle bewußten Proletariats, durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel aller Klassenherrschaft und damit den Klassenkämpfen ein Ende zu bereiten. Aber da liegt die Schwierigkeit. Gegen den Klassenkampf, der, abgesehen von dem ihm zugewiesenen Ziel, nichts anderes darstellt als ein Marktbündnis der wirtschaftlich schwächsten Klasse, ist nicht mehr einzuwenden als überhaupt gegen die Tatsache, daß unsere Wirtschaft durchgängig im Zeichen des Kampfes steht, ja wir werden gerade den Schwächsten ihren Zusammenschluß und bewußten

Kampf am wenigsten verargen können. Ein anderes aber wird der Klassenkampf, wenn er als ein Ziel die Ueberwindung des Klassenkampfes hinstellt; dann wird das Ziel entweder zur lügenhaften Phrase, mit der wieder einmal reale Machtinteressen mit einer schönen Idee umkleidet und verkleidet werden, oder der proletarische Klassenkampf endet in der Tragik, daß seine Kräfte ihrem Wesen nach das gesteckte Ziel nicht erreichen können. Gemeinwirtschaft kann nur aus Gemeinschaftsgeist erwachsen. Die Kritik, die Gustav Landauer in diesem Sinne am Marxismus übte, bleibt zu Recht bestehen.

4. Es besteht eine Spannung zwischen Sozialismus und Evangelium; nicht nur steht der einzelne Sozialist im Gerichte Gottes, sondern auch der Sozialismus als solcher.

Das Evangelium enthält elementare Werte, welche von der Frage, ob Kapitalismus oder Sozialismus herrschen, überhaupt nicht berührt werden. Die Botschaft der Sündenvergebung, die Warnung vor selbstgerechter Frömmigkeit, der Glaube an die Kräfte des Gebetes sprechen zu den Menschen aller Zeiten und jeglicher gesellschaftlichen Form. Darüber hinaus besteht eine direkte Spannung zwischen sozialistischer Bewegung und Evangelium. Die alte Kritik, wie sie von kirchlicher Seite seit Jahrzehnten geübt wird, sieht darin ganz richtig. Es ist wahr, daß im Lichte des neuen Testamentes die materiellen Dinge ihre Bedeutung verlieren, es ist wahr, daß das Christentum in seinem tiefsten Wesen nicht revolutionär ist, sondern duldend, es ist wahr, daß Paulus die Sklaven davor warnte, sich gegen die Herrschaft, die sogar die Leiber zum Eigentum anderer Menschen gab, sich aufzulehnen. Das ist alles ganz tief gesehen und nur in dem Munde vieler Pastoren und Traktatschreiber unerträglich, weil diese Wahrheiten in den Dienst der gegenwärtigen Weltordnung gestellt werden, als ob diese von dem Evangelium nicht mindestens ebensosehr gerichtet wird wie die sozialistische Bewegung.

Das größte, was vom Sozialismus gesagt werden kann, ist der Hinweis, daß in ihm die menschliche Wirtschaft und Politik aus der Hölle der Selbstsucht auf die Höhe wahren Menschentums gehoben wird, indem die sozialistische Politik eine heimliche Rechtspolitik auch für die Wirtschaft sucht. Wenn die gesellschaftlichen Zustände durch neue Entwicklungen, wie sie etwa die industrielle Umwälzung mit der modernen Entfaltung des Geldwesens uns gebracht hat, zu unhaltbaren Notständen geführt haben, bricht aus der Tiefe der Geschichte die Gegenbewegung auf, welche die bestehende Notlage zu überwinden trachtet. In dieser Gegenbewegung lebt bei aller Verquickung mit unlauteren Motiven, offen oder verborgen, ein unmittelbarer Rechtsgedanke, der die gesamte Bewegung trägt. In der aufbrechenden Krise zwischen alter und neuer Zeit steht ein neues lebendiges Recht, das seine Forderungen an der Not der Stunde geschliffen hat gegen das alte Recht, das, in einer früheren Epoche geboren, den gegenwärtigen Nöten nicht gerecht werden kann. In den Krisen der Geschichte bäumt sich das Recht einer neuen Zeit gegen die bestehende Welt auf und stößt auf den zähen Lebenswillen der alten Kräfte, die nicht sterben wollen, und so steigern sich die Kämpfe bis zu blutigen Kriegen, denn das Recht steht auf Gewalt und hat sein Zeichen im Schwert.

Das Neue Testament stellt die Rechtsfrage nicht. Dieser Satz darf nicht mißverstanden werden, als ob das Neue Testament die Ungerechtigkeit stütze. Jesus stellt das neue Leben, welches er verkündigt, ausdrücklich in Gegensatz

zu den herrschenden ungerechten Ordnungen. „Ihr wißt, daß solche, die als Herrscher über die Völker gelten, unumschränkt über ihre Untertanen gebieten, und daß die Großen unter den Völkern ihren Untertanen ihre Macht fühlen lassen. So soll es bei euch nicht sein, im Gegenteil: Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch der erste sein will, der sei aller Knecht, denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben dahin zu geben für viele." Im Gegensatz zum Recht setzt das Evangelium das Leben, das es verkündigt, nicht mit Gewalt durch. Jesus durfte nicht den politischen Weg beschreiten, weil in der idealsten Politik, die auf Macht ruht und Recht mit Gewalt durchsetzt, irgendwo dem menschlichen Ich und seinen Interessen Raum gegeben ist. Jeder Politiker weiß auch, wie alle Politik, die Erfolg mit Waffen erkämpfen will, sich mit den wirksamen Dämonien einer Zeit verbinden muß, um ihr Ziel zu erreichen. Der sozialistische Agitator muß die Instinkte des Neides und des Hasses mit benutzen, genau wie der Führer nationalistischer Kreise die unerlösten Rasseninstinkte und Haßkomplexe seines Volkes in sein Spiel einbeziehen muß. Die Gerechtigkeit Gottes aber frägt nicht nach menschlichem Recht, sondern nach dem Glaubensgehorsam. Jesu Jünger suchten nicht ihr Recht, sondern da galt das Wort, das Luther den aufrührerischen Bauern entgegenrief: „Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist der Christen Recht, das und kein anderes." Ohne daß Jesus Christus die Gültigkeit des Rechts im geringsten aufhebt, stellt er seine Nachfolger auf eine andere Höhe, als die des bloßen Rechts. Schlagend findet die evangelische Haltung ihren Ausdruck in den Worten der Bergpredigt: „Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die linke dar, und wer dir durch eine Klage vor Gericht dein Unterkleid entreißen will, dem gib freiwillig auch dein Oberkleid, und wer dich zwingen will, ihm eine Meile sein Gepäck zu tragen, mit dem gehe zwei." Wir wollen diese Worte der Bergpredigt nicht losgelöst vom übrigen ins Auge fassen, sondern sie im großen Zusammenhang der ganzen evangelischen Botschaft sehen. Was Jesus da verkündigte, das vollbrachte er selber am Kreuz. Was er selber zu vollbringen bereit war, erwartet er von seinen Jüngern: „Ein Schüler darf kein anderes Los erwarten als sein Lehrer." „Seht, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe." Der Weg, den Christus weist, ist nicht der Weg des Schwertes, sondern der Weg des Kreuzes. Da scheidet sich die sozialistische Bewegung von jener, welche die Urgemeinde darstellt. Wer heute der Arbeiterschaft den Weg des Kreuzes verkündet, wird kaum verstanden und ausgelacht. Wer bereit ist, wie ein Lamm unter die Wölfe zu gehen, erscheint dem Arbeiter, so gut wie jedermann, als ein — Schaf!

Man verstehe das Evangelium nicht falsch. Es hebt das Recht für den Nachfolger Christi auf, indem es weit über das Recht hinausgeht. Damit ist aber der Ungerechtigkeit nicht das Wort geredet. Alle Ansprüche des Rechtes bleiben bestehen; wo die Kraft Christi nicht am Werk ist, bleibt das Gesetz des Rechtes. Aber es gehen vom Recht keine Erlösungskräfte aus, das Recht vermag keine Versöhnung zu stiften. Versöhnung stammt aus einem anderen Reich, welches alles Recht weit zurück läßt.

Diese Spannung zwischen Evangelium und Sozialismus muß gesehen und beachtet werden, und religiöse Sozialisten sollen sich davor hüten, durch eine zu naive Gleichstellung von Christentum und Sozialismus eine neue Trübung des Evangeliums zu begehen. Wir leiden heute bitter daran, daß

unsere Kirche verbürgerlicht ist und die kirchliche Führerschicht manches in evangelische Verkündigung einfließen läßt, das eigentlich nicht aus dem Evangelium stammt, sondern Ausdruck der bürgerlichen Herkunft dieser Führer ist. Wir dürfen nicht gegen die Verbürgerlichung der Kirche und die damit verbundene Trübung des Evangeliums ankämpfen und nun an die Stelle jener Vermischung von bürgerlicher Lebenshaltung und Evangelium die neue Vermischung sozialistischer Kultur und des Evangeliums setzen. Wenn frühere Zeiten absolute Monarchie als die einzig richtige der Bibel entsprechende Staatsform ansahen, dürfen wir heute nicht den neuen Frevel begehen, das Reich Gottes mit dem Sozialismus gleichzusetzen.

Auch darf von religiös-sozialistischer Seite nicht versucht werden, etwa die Kirche sozialistisch zu machen. Die Aufgabe besteht nur darin, sie religiös lebendig zu gestalten und ihre eigene Bestimmung, nämlich der Verkündigung von Gericht und Gnade, zu erhalten und sie zu lösen von allen Vermischungen mit allzu Menschlichem. So sehr wir wünschen, daß der Proletarier den Weg zur Kirche wieder findet, und so sehr wir ihm auch führenden Einfluß in der Kirche wünschen, so wenig wünschen wir, daß die Kirche als solche proletarisch würde. Sie darf weder nach unten, noch nach oben eine Klassenkirche sein; sie bedarf keinerlei politischen Programmes, aber freilich der Liebe und des Glaubens, der Kraft und der Hoffnung.

5. Das Gericht, das im Evangelium auch über den Sozialismus gesprochen ist, darf nicht als menschliche Waffe gegen den Sozialismus verwendet werden, um den bestehenden gesellschaftlichen Mächten zu dienen.

Es ist vorhin schon auf die Unerträglichkeit hingewiesen worden, die darin besteht, daß kirchliche Kreise den Sozialismus bekämpfen, weil er materialistisch sei, weil er das Kreuz nicht kennt, und die diesen Kampf, gewollt oder ungewollt, in den Dienst für die bestehende kapitalistische Ordnung stellen, die doch wahrlich Gott nicht näher steht. Da wird die kirchliche Verkündigung zum Pfaffentum. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein" ruft man den Massen entgegen, die ihren Anteil am gedeckten Tisch erobern wollten, und besorgt damit die Geschäfte jener, die an dem Tisch ihren Kuchen aßen und den andern nicht ihr karges Brot gönnten. Die kirchlichen Männer, welche entrüstet über den Atheismus ihren Kampf so führten, mochten nicht wissen, was sie taten. Das ändert am Ernst der Lage nichts. Man nahm eine religiöse Wahrheit (der Mensch lebt nicht vom Brot allein) und schlug mit dieser Wahrheit wie mit einem Prügel auf die unterste Gesellschaftsklasse ein, die mit den mächtigeren Klassen ihren Kampf um stärkeren Anteil an den Gütern dieser Welt führten. Man sah nicht, wie die eigene christliche Position der Idealismus der Satten war, welcher nicht wußte, was Not heißt, und darum billig den Notleidenden die Erhabenheit über die Dinge dieser Welt predigte. Gegenüber dem Idealismus des Satten steht aber der Materialismus des Darbenden im Recht. Darum ist es eine Schuld der Kirche, daß sie nun auf der anderen Seite zu dem Gegenschlag kam und daß die sozialistische Bewegung über jene Linie hinausschoß, welche sie in der Korrektur des allzu geistigen (Schein-)Idealismus hätte einhalten müssen. Nachdem die Materie mißachtet worden war, wurde sie auf der anderen Seite allein beachtet. Durch ihre Scheinfrömmigkeit entfremdete sich die Christenheit die Massen derer, welche unter die Räder der modernen Wirtschaft geraten sind, und rief den

atheistischen Materialismus hervor. Der Atheismus der sozialistischen Arbeiterschaft ist so ein Gericht, das Gott in der sozialistischen Bewegung über die Kirche der Gegenwart und der Vergangenheit spricht.

Wenn die Kirche eine Kraft gewesen wäre, die ihrer äußeren Bedeutung entsprach, so hätte es nicht zur Bildung des Proletariats mit all dem Elend, das mit diesem Namen verknüpft ist, kommen dürfen. Nur eine Kultur, die allein durch das Bestreben nach Profit beherrscht ist, konnte eine derartige Entmenschlichung der Arbeit ertragen. Das ist ein Zeichen, daß die Kirche trotz der Kulturmacht, die sie darstellte, keine Kraft besaß. Das Salz selber muß fade geworden sein, daß es nicht mehr zu salzen vermochte. Statt über den Atheismus der sozialistischen Bewegung zu eifern, hätte aus der Kirche selbst der Protest gegen die Verhältnisse erfolgen müssen, welche uns in die moderne Wirtschaft hineingeführt hat. Selbst wenn die Kirche unfähig war, diese Entwicklung aufzuheben, hätte sie doch das Wort des Protestes aussprechen müssen. In Wahrheit hat sie geschwiegen, und das nicht aus Feigheit, sondern einfach darum, weil sie nichts gesehen hat, und so mußte der Protest von anderer, dem Evangelium fernstehender Seite erfolgen. Gott hat sich die Steine zum lebendigen Sprecher erweckt, als seine Kinder versagten. Es ist immer ein Gericht, wenn die Steine reden müssen. Die Kirche hat die Stunde nicht verstanden und ihren Eifer sogar gegen jene gewandt, durch die der Protest ausgesprochen wurde. Ihre Vertreter sahen mit scharfem Auge die Spannung zwischen der sozialistischen Bewegung und dem Reiche Gottes, aber sie sahen nicht das Gericht, das in dieser Bewegung über die bestehende Ordnung ausgesprochen war. Allen prophetischen Geistes bar, wurde die religiöse Wahrheit „der Mensch lebt nicht vom Brot allein" als Streitmittel verwandt, um damit eine Stellung zu halten, die von Gott aus gar nicht zu halten war. Was bei Aufkommen der sozialistischen Bewegung im groben geschah, das geschieht heute in feinerer Weise, immer noch wird die religiöse Wahrheit im Dienst des Interessenkampfes mißbraucht.

Die sozialistische Bewegung lebt in ihrem Gegensatz gegen die heute herrschende Wirtschaftsordnung von dem Gerichte Gottes, unter dem diese bestehende Wirtschaftsordnung steht; sie steht aber, im Lichte der Ewigkeit gesehen, dieser von ihr bekämpften Ordnung viel zu nahe, als daß sie von dem über diese Welt ausgesprochene Nein Gottes nicht mitgetroffen würde. Die sozialistische Bewegung entstammt einem heimlich göttlichen Gedanken, dem sie aber nur verzerrt und trüb Ausdruck zu leihen vermag. So hat sie im göttlichen Sinn ihren Ursprung und ihre Kraft, und zugleich weist dieser Sinn noch weit über die Bewegung hinaus, denn die Erkenntnis des in den Mächten unseres gesellschaftlichen Lebens verborgenen Sinnes führt uns seiner Verborgenheit willen immer zum scharfen Angriff auf die heute bestehende und die morgen kommende Welt.

*

Um die Zukunft unseres Volkes.

Max Bürck.

„Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen; Denker, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen; Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?" (Hölderlin, „Hyperion.")

„... O ihr Guten! Auch wir sind tatenarm und gedankenvoll!" (Hölderlin, „An die Deutschen.")

Nach aller Theorie und Problematik über Jugendbewegung, Christentum und Politik der letzten Jahre tut es bitter not, daß endlich einmal wieder das Leben selber in seiner nackten Not spricht. Mitleiden unter der Gesamtnot unseres Volkes, und zwar „von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte", mit allen Willens-, Gemüts- und Verstandeskräften, und handelnd bis in die ganz private und persönliche Lebensführung sich mitverantwortlich wissen für unseres Volkes Existenz: das heiße ich politisch tätig sein. Auf jeden einzelnen von uns kommt es an, wie sich das kommende Schicksal unseres deutschen Volkes gestaltet. Auch der Unentschiedene und Neutrale handelt politisch durch seine Unentschiedenheit. Je mehr einer weiß über die Ursachen unserer völkischen, wirtschaftlichen und geistigen Entartung, um so mehr Verantwortung trägt er für die Gesamtheit. Aber nun nicht eine Verantwortung, die sich in literarischer Produktion und in der Veranstaltung von problemgeschwängerten Aussprachen erschöpft! Wonach die Weltlage und gerade die des deutschen Volkes heute schreit, das sind Taten.

Zwei Gründe sind es, weshalb wir Deutsche so schwer zum wirklich fruchtbaren politischen Handeln kommen. Der Weg von der Theorie zur Praxis, von der Gelehrsamkeit zur öffentlichen Tat, von der Wissenschaft zu Sitte und Gesetz ist bei uns furchtbar lang. Nur ein Beispiel: In Deutschland wurden vor 50 Jahren die ersten und gründlichsten Untersuchungen über die schädliche Wirkung des Alkohols auf die Sinnesorgane angestellt. In den Nordländern zog man in Sitte und Gesetz daraus die praktische Folgerung und dämmte den Alkoholverbrauch erheblich ein. In Deutschland treten die Sitte- und Gesetzemacher die Wahrheit witzelnd und spöttelnd mit Füßen und öffnen dem König Alkohol bereitwilligst alle Türen. Wir haben in unserem „faustischen" — vielleicht besser barbarischen! — Drang nach dem Grenzenlosen den an sich berechtigten Grundsatz, die Wahrheit um ihrer selbst willen zu erforschen, fanatisiert und damit unfruchtbar gemacht. So klaffen bei uns Wissenschaft und Leben weit auseinander. Nun gibt es aber keine künftige Politik, d. h. also ein Handeln zur Sicherung unseres gesamten nationalen Daseins, ohne klares Denken und ohne Gehorsam nicht nur vor der wissenschaftlichen, sondern vor der letzten, geoffenbarten Wahrheit. Hier liegt die eine politische Not von uns Deutschen: Gedanke und Tat wollen sich so schwer einen.

Wenn aber einmal ein fruchtbarer Gedanke, wie produktive Erwerbslosenfürsorge, Arbeitsrecht, Jugendschutzgesetz, Revision des Versailler Vertrags auf Grund der Mitverantwortlichkeit aller am Weltkrieg, deutsches Boden-

gesetz, in der Oeffentlichkeit, in Presse und Parlamenten lebt, dann zerstört ihn Eifersucht, Neid und Zwietracht, bevor er recht ausreifen kann. Hölderlin übertreibt nicht, wenn er kein Volk kennen will, das zerrissener wäre als das deutsche. Und es ist eine furchtbare Wahrheit, daß Deutsche nur durch Deutsche besiegt werden können. Verräterei, Spionage für Geld ist gewiß ein internationales Laster. Aber wo finden wir Führer und Häuptlinge der Selbstzerfleischung, des Fanatismus, der Parteiorthodoxie und einer Art Wollust am Oppositionsmachen so in sich vereinigt wie bei uns? Wer in den letzten Jahren nur einigermaßen die Parlamentsverhandlungen verfolgte, mußte voll Schmerz und Scham immer wieder diese andere typisch deutsche politische Sünde erkennen. Wenn wir doch einmal daran dächten, wie viele edle deutsche Männer, berufen und fähig zu politischem Handeln, wir selber durch unsere Untugenden zu Tode gequält haben. Es gibt Männer und wahre Führernaturen, die daran zugrunde gehen, daß heißersehnte Ziele und mit eigenem Herzblut durchtränkte Gedanken deshalb nicht Tat und Ereignis werden, weil sie von der deutschen Zwietracht gemordet werden. Die deutsche Geschichte nennt eine lange Reihe solcher Gestalten. Viel fruchtbaren Geist hat so das deutsche Volk durch eigene Niedertracht zerstört. Am inneren, nicht äußeren Widerstand scheiterten alle jene Versuche der Neuzeit, von 1812/13 über 1848 bis Bismarck und 1918! einen politisch und kulturell geeinten Nationalstaat zu bauen. Die Neigung zur Schwermut des alten Luther, der Wahnsinn eines Hölderlin und Nietzsche haben gewiß zum Teil ihre Ursache in der Unfähigkeit und Unwilligkeit der Deutschen, seelische Impulse in das politische Handeln und Gestalten aufzunehmen.

Die politische Entwicklung seit 1918 macht wenig Hoffnung. Was ist das jedesmal ein trauriges Schauspiel bei Regierungsumbildungen! Wie selten der Augenblick, wo einmal ein wirklicher Politiker das Parlament im Reich oder in den Ländern geschlossen hinter sich hat! Wie kläglich sind durch die Not errungene „Notgemeinschaften" wieder auseinandergebrochen! Wie erbärmlich die ganze Sündflut persönlicher Angriffe, Prozesse und Skandale! Die alte deutsche Maßlosigkeit bemächtigte sich auch nach 1918 der Parteien und trieb sie politisch und weltanschaulich immer weiter auseinander. Jede Partei hat so nicht nur ihre eigene politische und wirtschaftliche Meinung, sondern auch ihre besondere Religion. Das macht die deutsche Zerrissenheit so schlimm, daß keine letzten seelischen Bindungen mehr da sind. Ohne seelische Einheit gibt es aber auch keine politische. Von den jetzt tätigen Parteien und Parlamenten wird niemals ein einheitlicher deutscher Kulturstaat geschaffen werden können.

Darum konnte bisher kein einziges Gesetz geschaffen werden, das ein einheitliches deutsches Bildungs- und Gesinnungsideal zur Voraussetzung hat. Die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche, von öffentlicher und kirchlicher Wohlfahrtspflege, besonders der gesamten Schul- und Bildungsfragen, erbrachte auf keinem Gebiet ein schöpferisches Ganzes. Elende Kompromisse zwischenparteilichen „Kuhhandels", von den Parteien und vom Volk nicht als befreiende Lösung, sondern als lästiger Zwang, als notwendiges Uebel angenommen: so sind die meisten Gesetze seit 1918 entstanden und beurteilt.

Der konfessionelle Gegensatz hat sich erneut verschärft. Verraten und vertan ist fast völlig das „Kriegserlebnis", wo wir wenigstens in den Anfangsmonaten auch religiös geeint waren. Auf der katholischen Seite, ver-

führt durch politischen Machtzuwachs, wachen die uralten römischen Herrschsuchtinstinkte wieder auf. Es fehlt zwar nicht an starken prophetischen Stimmen, die alle äußere Macht- und Prunkentfaltung scharf verurteilen und bittere Klagen führen über die geistlose moderne Betriebsamkeit der eigenen Kirche. Und es sind da und dort auf der Universität und besonders in der katholischen Jugendbewegung (Quickborn und Großdeutsche) verheißungsvolle Ansätze zu einem wirklichen Verständnis für das göttlich Notwendige im Luthertum. Aber gerade das Treffen zwischen Katholiken und Evangelischen in Velbert, das der Neuwerkkreis mit dem Führer der Großdeutschen, Nikolaus Ehlen, veranstaltete, zeigt, wie weit wir noch von einem innerlichen Sich-Begegnen entfernt sind. Bei uns Evangelischen ist noch zu viel Aengstlichkeit und kleinliche Gereiztheit dem Katholizismus gegenüber. Trotz aller Gefahr, die politisch und kulturell die römischen Machtinstinkte für uns bedeuten, könnten wir mehr Stolz und Würde und mehr überlegene Güte, die auch gelegentlich „inkognito" als Humor sich zeigen darf, in den interkonfessionellen Unterhandlungen und Auseinandersetzungen besitzen. Auch sollten wir als geschichtlich Gebildete anerkennen, daß sich jetzt ein gewisser Ausgleich vollzieht für das Unrecht, was in der gewiß verfehlten Kulturpolitik der bismarckschen Zeit an den Katholiken geschah. Jetzt schlägt eben das Pendel nach der anderen Seite. Die Voraussetzung für einen in sich geschlossenen deutschen Kulturstaat braucht nicht das völlige Aufhören zweier Konfessionen sein, aber ein wirkliches gegenseitiges Sich-Verstehen und eine offene, ehrliche Aussprache, woraus sich dann erst die Anerkennung und die Gewißheit eines letzten Gemeinsamen bildet. Ansätze zum Sich-Zusammenfinden unter e i n e m Symbol sind jene kirchenmusikalischen Feiern an Weihnachten und Karfreitag, wo Protestanten und Katholiken „andächtig" miteinander zu Füßen unseres Händel, Bach, Brahms oder Bruckner sitzen. „Unser Bach", so war kürzlich in dem „Schildgenossen" (Organ der Quickborner) ein Aufsatz über die Bachschen Oratorien und Messen überschrieben. Dann haben wir gemeinsam die christlichen Hauptfeste. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß die deutschen Katholiken den Karfreitag, und die deutschen Protestanten Allerseelen allgemeiner und feierlicher begehen als bisher. Am schönsten wird die deutsch-christliche Einheit noch — oder besser „wieder"? — Ereignis an Weihnachten, wo wir uns an einem gemeinsamen Gut von Weihnachtsliedern und Weihnachtsbildern erfreuen. Als Tatgemeinschaft haben wir die deutsch-christliche Einheit in der gemeinsamen Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit, besonders auch als Kampfgemeinschaft gegen körperliche und geistige Genußgifte erleben können. Aber auch hier doch wieder sehr bald zerstört durch gegenseitige Neidereien und Herrschaftsgelüste.

Hier ist eine tiefe deutsche Not. E s g i b t k e i n e n l e b e n s f ä h i g e n N a t i o n a l s t a a t, s o l a n g e d i e k o n f e s s i o n e l l e K l u f t w i e b i s h e r w e i t e r b e s t e h t *). Die Zukunft unseres Volkes hängt davon ab, ob sich die Konfessionen in Deutschland in Richtung gegenseitiger Bekämpfung und Isolierung weiterentwickeln, oder ob es möglich wird, daß wir diesseits der Konfessionen immer mehr zu gemeinsamen Feiern, Festen und dann auch zu innen- und außenpolitischen Taten uns zusammenfinden. Voraussetzung dazu ist, daß die Führerschicht sich gegenseitig gründlich kennen lernt und daß von da aus allmählich eine Entgiftung der zwischenkonfessionellen Atmo-

*) Die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Regierungsbildung, bei der Deutschnationale und Zentrum nicht zusammengehen wollen, ist dazu ein lehrreiches Beispiel.

sphäre erfolgt. Die offizielle katholische Kirche will eine offene Aussprache nicht, besonders wenn sie sich ohne direkte Kontrolle durch einwandfrei kirchliche Persönlichkeiten in der breiten Oeffentlichkeit vollzieht. Wir verstehen, weshalb manche Gruppen der katholischen Jugendbewegung die „Sorgenkinder" der Kirche sind. Wir werden in den nächsten Jahren ein gewaltiges Ringen zwischen diesem neuaufbrechenden Strom deutsch-christlichen Geistes auf der Universität, im Volk und in der Jugendbewegung und zwischen der offiziellen katholischen Kirche erleben. Vom Ausgang dieses Kampfes hängt die Einheit der deutschen Kultur und damit auch die politische Zukunft Deutschlands ab.

Ebenso unheilvoll hat sich innerpolitisch der Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entwickelt. Was an Werkgemeinschaft und allgemein anerkanntem deutschen Arbeitsrecht durch die Not errungen in den ersten Jahren nach dem Krieg zustande kam, ist fast völlig wieder verloren gegangen. Von einer „Lösung" der sozialen Frage sind wir weiter denn je entfernt. Wie Todfeinde — nicht wie Glieder eines Volkes — stehen sich „Besitzende" und „Nichtbesitzende" gegenüber. Brutaler und unumschränkter denn je herrscht das Geld. Immer gewaltiger werden die „Konzerne", in denen die Macht des Geldes lawinengleich anschwillt, und immer weniger die Köpfe, die das Wirtschaftsleben beherrschen. Die „Rationalisierung" der Betriebe und die amerikanischen Dollarkredite haben wohl die deutsche Handelsbilanz verbessert, aber der deutsche Mensch fühlt sich mehr denn je als Sklave des Götzen Kapital, das nur verdienen will. In dieser Richtung und diesem Tempo weiter führt aller wirtschaftliche Aufstieg und alle „Ankurbelungen" der Industrie nur zur trostlosen Unfreiheit.

Kommunisten, Völkische und einige weitschauende Sozialpolitiker der Rechtsparteien wissen schon lange, daß ohne starken Staat die Dämonie des Kapitals nicht bezwungen werden kann. Ohne Zwang aber ist den Geldmächten nicht beizukommen. Solange also christliche Sozialethik nicht entschlossener Volkswille wird, der als Staatsautorität Gesetzesmacht ausübt, kommen wir mit aller sozialen Gesinnung nicht weiter. Wohl wissen wir, daß jede noch so vollkommene christliche Sozialpolitik unter dem Gericht steht und nur Hinweis auf das Vollkommene sein kann. Aber wie ganz anders könnte das deutsche und dann weiterhin auch das europäische Wirtschaftssystem aussehen, wenn die als Staatswille geeinten christlichen Energien die Leitung und Kontrolle der Gesamtwirtschaft durch Vernunft und Verantwortlichkeit in die Hand nähmen! Wiederum sehen wir als Voraussetzung für eine solche Sozialpolitik den Staat, der seinerseits eine in letzten sittlichen und religiösen Grundsätzen einige Volksgemeinschaft zur Bedingung hat.

Denn eine einzelne Partei wird nie die internationale Macht des Kapitals bezwingen, das bringt nur ein Volk in seiner Gesamtheit fertig. Deshalb wird der kommende Kampf um Befreiung der Arbeit von dem Fluch des Sklavendienstes kein Klassenkampf, sondern ein Kampf des Volkes sein.

Bis zu dieser „Zeiten Erfüllung" ist der Klassenkampf und jeder Kampf der einzelnen Berufsorganisationen (Gewerkschaften) ein notwendiges Uebel. Wer aber unter uns sich verantwortlich weiß für die deutsche Zukunft, für das Werden eines geeinten deutschen Kultur- und Nationalstaates im Kreise der gesamten Völkerfamilie, der kann sich in keine solchen Kampftruppen ganz

hineinstellen. Mit seinem eigentlichen lebendigen Innenwesen wird er vielmehr still und demütig mitarbeiten an der Anbahnung jener geistigen Einheit, ohne die es keine wirkliche Staatsautorität gibt. Für die politische Zukunft unseres Volkes tun solche stille Wegbereiter mehr als alle geräuschvollen und betriebsamen Tagespolitiker zusammen.

Was haben wir als evangelische Jugend gegenüber dieser politischen Gesamtlage zu tun? Es ist schon viel, wenn wir wirklich l e i d e n unter der deutschen Not, wie ich sie als politische Verbohrtheit (Parteiorthodoxie bei a l l e n Parteien!) und innere Zerrissenheit zu schildern versuchte. Echtes Leiden unter einer Not ist zugleich schon Wille und Kraft zur Heilung. Je mehr wir in diesem Leiden frei werden von aller menschlichen Gefühligkeit und schwankenden Stimmungen, je mehr Gott in uns leidet und durch uns leidet unter dem, was nicht nur Schicksal, sondern auch Schuld ist, werden in uns auch die Heilandskräfte frei. Gerade die innerste deutsche Not, die konfessionelle Wunde, kann nur durch christusgemäßes Leiden geheilt werden. Nicht künstliche Unheilsprophetie treiben, aber tapfer und männlich Tag um Tag die deutsche Not sehen und dem Schmerz darüber nicht aus dem Wege gehen.

Ach, wie viel heilbringenden Schmerz haben gerade in den letzten zwei Jahren deutsche Männer und deutsche Jugend in narkotisierten Festen und Geselligkeit vertan! J e r e i n e r u n d t r e u e r u n s e r e L e i d e n s b e r e i t s c h a f t , u m s o n ä h e r d i e H e i l u n g f ü r u n s e r e N ö t e. Im Leiden schärft sich der Blick für das, was zunächst nottut. Ich will es in wenigen Punkten — nicht als Programm, nur als wegweisende Gedanken — zu sagen versuchen.

1. J a s a g e n z u m S t a a t, zu diesem Staat, nicht um des Nutzens, sondern um des Gewissens willen. Denn der kommende, bessere Staat ist nur von innen zu erobern und zu bauen. Die katholische Kirche ist hier der evangelischen weit voran. „Hinein in den Staat", und meinetwegen auch „hinein in die Parteien", aber mit sehenden Augen und mit leidensbereitem Herzen. In der Oktobernummer des „Hochland" steht ein guter Aufsatz „Res publica 1926", Gedanken zur politischen Krise der Gegenwart, von Professor Karl Muth. Auch er betont die Pflicht zur Politik im Sinne der Staatsbejahung. Was er dort sagt über die Ursachen der Abneigung gegen die Republik, soll auch uns zu denken geben. „Ihre Geburtsstunde war keine glückliche", Rathenau nennt die Novemberrevolution mit der freiwilligen Entwaffnung die größte Dummheit der Weltgeschichte. O. Spengler könnte sich für sie nur begeistern, wenn die damaligen Revolutionsführer — wie es die Franzosen 1790 und die Bolschewiken (!) 1920—22 taten — sich mit Leib und Leben für die Existenz der Nation eingesetzt hätten und also an der Spitze einer Revolutionsarmee am Rhein den Feinden entgegengetreten wären! Daß sie aus Verlegenheit, Dummheit und Feigheit geboren ist, dieser ihr „Geburtsfehler" macht es uns so schwer, sie zu ehren und zu lieben. Diese Schwierigkeit wird auch in vielen Kreisen des Reichsbanners, der stärksten republikanischen Organisation, lebhaft empfunden. Es bedeutet aber doch eine starke Festigung des Staatsgedankens in der Republik, wenn neuerdings die Führer der freien vaterländischen Verbände (Stahlhelm, Jungdo, Junabu usw.) von ihren Mitgliedern die Bejahung des heutigen Staates fordern. Wir müssen Muth recht geben, wenn er sagt: „soll diese Republik nicht an ihrem Geburtsfehler zugrunde gehen, so bleibt zu ihrer Erhaltung doch mehr zu tun, als

eine „republikanische Union" zu schaffen und das Reichsbanner stark zu machen. Auch von Republiken gilt — und von ihnen vielleicht noch mehr als von Monarchien und Despotien — die Wurzeln ihrer Kraft müssen bis in den Grund der Sittlichkeit und Religion hinabreichen." Die bewußte Unterwühlung christlicher Sitte und Zucht durch einen großen Teil der Presse und des Schrifttums, ist das andere Schuldkonto. Kino, Schmutz- und Schundliteratur im Vereine mit fortschreitender Alkoholisierung haben seit 1918 fast ungehindert durch die Behörden unglaublich viel staatsaufbauende Volkskraft für immer zerstört. Und wenn aufrichtige Volksfreunde, Jugendbewegung, Kirche und Frauen gegen diese Sündflut Dämme bauen wollten, wer hat sie ihnen in den ersten Anfängen wieder durchstoßen? In erster Linie die Presse! Die Schaffung einer unabhängigen evangelischen Tageszeitung, die sich als Werkzeug darbietet, Evangeliumskräfte wirksam zu machen in allem öffentlichen Leben, wird immer mehr eine dringende Notwendigkeit. Der „Aufwärts" mit seinen 12 000 Abonnenten ist ein bescheidener, aber verheißungsvoller Anfang dazu. Eine evangelische Tageszeitung mit 100—150 000 Abonnenten, die sich lediglich auf die Abonnenten gründet, wäre schon ein mächtiger Kanal zum Einströmen erneuernden Christusgeistes in die deutsche Oeffentlichkeit. Mit Hilfe unserer zahlreichen evangelischen Organisationen sollte es einem zielbewußten Willen nicht allzu schwer werden, eine solche Tageszeitung zu schaffen. Der Eroberung des Staates durch christliche Gesinnungskräfte muß daher die Eroberung der Presse vorangehen. Wenn wir nur einmal recht wollen, dann können wir 35 Millionen Evangelische in der deutschen Presse und damit in der deutschen Politik mindestens denselben Einfluß haben wie einige hundert gerissene Journalisten und Literaten ohne nationale und religiöse Verantwortung. Es gilt nur zu wollen! Aber sind wir Evangelische in Deutschland zu einer solchen gemeinsamen Tat fähig und reif? Das evangelische Volk wohl eher als seine Pfarrer, Konsitorien, Oberkirchenräte und Gemeinschaftspäpste. Ich habe den festen Glauben, daß allmählich die Zeit reift, daß die evangelische Jugend in ihrer Führerschaft einen solchen Ruf versteht. — Es wäre schon viel gewonnen, wenn das „evangelische Deutschland" wenigstens in seinen führenden Männern zu einer klaren und einheitlichen Staatsbejahung gelangen könnte. Eine solche „nationale Botschaft" des deutsch-evangelischen Kirchenbundes steht noch aus. Es ist darum auch eine Schuld der evangelischen Kirchen, wenn die deutsche Republik noch so wenig religiöse autoritative Kräfte hinter sich hat und wenn die Mächte der Zersetzung so stark bisher in ihr sein konnten. —

In unserer evangelischen Jugend heißt es einfach: Diesen Staat von seinem Ideal her bejahen. Das ist zugleich Kritik, Gericht und Neuschöpfung. In dieser Richtung muß unsere Erziehung zum politischen Denken und Handeln erfolgen.

2. Dieses Ja zum Staat und zur Obrigkeit um Gottes willen, schließt in sich die Anerkennung jeder Volksindividualität als etwas Gottgewolltes. Es gehört zur Schöpfungsordnung, daß jedes Volk seine Eigenart als etwas Einmaliges in Politik, Wirtschaft und Kultur zur Darstellung bringt. Von hier kann Heilung und Erlösung all jenem Internationalismus und Pazifismus werden, die aus Mangel an Wirklichkeitssinn das Lebensrecht des eigenen Volkes übersehen oder — verraten. Die schlimmsten Zerrbilder ver-

bohrten Internationalismus haben wir Deutsche mit unserer maßlosen Konsequenzmacherei auch in dieser Bewegung. Belege dafür sind zahlreich vorhanden. Als im August 1924 auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Hamburg englische und amerikanische Sozialisten eine gemeinsame Aktion in der Kriegsschuldlüge vorschlugen, haben die — deutschen Sozialisten aus parteitaktischen Gründen abgelehnt.

Oder man denke an Scheidemanns Rede am 17. Dezember 1926 über die Reichswehr. Sie konnte so nur von einem deutschen Sozialdemokraten gehalten werden. Die instinktsichere Bejahung des Lebensrechtes des eigenen Volkes, die zugleich frei ist von jedem götzendienerischen Nationalismus, sie kann unserem Volk nur wieder aus dem Schöpfungsglauben kommen. Und den haben die geistigen Führer der Sozialisten bewußt, freilich nicht ohne Mitschuld der Kirche, zerstört.

3. Mit der Erfahrung und der Gewißheit der Gotteskindschaft aller Menschen geben wir unserem Volk das stärkste einigende Band und gliedern zugleich unser Volk in die Gesamtmenschheit ein. Wie ganz anders muß sich die Außenpolitik und das gesamte zwischenstaatliche Leben gestalten, wenn die verantwortlichen und leitenden Männer zugleich in der religiös gegründeten eigenen Volksgemeinschaft und im Menschheitsgewissen wurzeln! Locarno und Genf sind erste kümmerliche Ansätze zu solcher Gesinnung. Wieviel Blut und Tränen sollen denn noch fließen, bis wenigstens das „christliche" Europa zu einem von Vernunft und Verantwortlichkeit geleiteten Staatenbund wird! Wenn einmal die verantwortlichen Minister Europas vor entscheidenden Beratungen nicht bei Rotwein und Champagner sich gütlich tun, sondern sich unter Gottes heiligen Geist stellen und betend um Klarheit und Reinheit ihres Wollens ringen und dann zum Zeichen der ihnen von Gott her gewordenen Einheit das Abendmahl miteinander feiern — — dann, ja dann gibt es geistdurchwehte Politik, wie sie Gandhi in Indien eingeleitet hat. Religion, Christentum ist entweder alles erneuernde und gestaltende Kraft — oder nichts.

Ich lese am Ende meiner Arbeit die Magdeburger Sätze und finde, sie passen gut an diesen Platz:

„Wir wollen eine verinnerlichte, d. h. religiös gegründete, aber weltoffene, deutsche, aber politisch unparteiische Jugendbewegung zur Erneuerung unseres Volkes sein . . . und erstreben eine wahre Volks- und Völkergemeinschaft aus dem Geiste Jesu." Laßt uns aber nicht rückwärts schauen zu unseren Leitsätzen, sondern vorwärts zu treuer Arbeit und befreienden Taten.

Aussprach:

Aelterenbund.

Es ist schon viel geredet und geschrieben worden über den kritischen Wendepunkt des jungen Menschen zwischen 18 und 20. Unser Leben im Bund in den ersten Jahren von 14—18 etwa ist auf das stärkste durch das innere Leben der Gruppe bestimmt: unser Gesicht ist nach innen gerichtet, Gruppengemeinschaft ist Ziel unserer Arbeit, „Reich der Jugend" die Aufgabe. Die Gruppe arbeitet an sich, ist Erziehungsgemeinschaft, die stählen will für den Kampf des Lebens.

Oft trifft man die Meinung, daß mit der Leistung dieser Erziehungsarbeit die Aufgabe des Bundes erschöpft sei. Den jungen Menschen, der 3 oder 4 Jahre durch den Bund gegangen ist, solle man entlassen aus dem Bund ins Leben. Dort werde er seinen Mann stehen.

In der Tat bestimmt das Berufs- und politische Leben (politisch im weitesten Sinne gemeint) von diesen Wendejahren an immer stärker den einzelnen. Wir drehen uns um 180 Grad: auf die Außenwelt geht unser Blick. Kampf mit der Außenwelt bestimmt unser Dasein, gerade unseres als Menschen der Jugendbewegung. Wir kämpfen den Kampf des neuen Menschen gegen die alte Welt des Ichwillens. Es geht uns dabei auf, daß wir diesen Kampf nur führen können, wenn wir immer wieder suchen und spüren nach dem Sinn unseres Daseins überhaupt.

Können wir diesen Kampf überhaupt als einzelne führen? Ist das, abgesehen von Kräfteverzettelung und Gefahr, nicht neuer Individualismus, den zu bekämpfen wir ja gerade auszogen? Was sagte Heitmann in Köln?: „Die siedelnde Kampfgemeinschaft tut not." Sie tut not nicht nur in der Großstadtfrage. Kampfgemeinschaft müssen wir sein, die verbunden ist nicht nur durch das „Voneinanderwissen" der einzelnen, sondern durch Satzung, Verpflichtung und Kampfruf. Innere und äußere Bindung! Darum brauchen wir den Bund!

Wir im BDJ. sind bestimmt durch die Geschichte unseres Bundes, von der wir uns nicht lossagen können, noch wollen. Wir wissen, daß ein Teil von uns seine Aufgabe darin hat, dem Jungvolk zu dienen in der Gruppenarbeit, Helfer und Führer des Nachwuchses zu sein. Und wir glauben, daß die Aufgabe der anderen in zwei Worten einfach und groß gesagt werden kann:

neue Gemeinde
werdendes Volk!

Das heißt nicht, daß wir nun ein Bild vor uns sehen: so muß das neue Volk, die neue Gemeinde aussehen. Das war der Irrtum so vieler Bünde der Aelteren, an dem sie zerschellten, daß sie glaubten, dieses Bild gäbe es heute für uns. Wir müssen aber wissen, daß wir nicht nach einem Bilde formen können, sondern daß wir ringen müssen, um den Sinn von Volk und Gemeinde und daß aus diesem Ringen allein ein wahrhaft Echtes, Neues werden kann.

Der Kampf nach außen erfordert Gestaltung des Lebens nach innen. Wir müssen eine Form unseres Zusammenlebens finden, die mehr ist als ein von Alkohol und Nikotin gereinigter Abklatsch des Zusammenlebens der alten Generation. Zwei Welten stoßen aneinander. Wir haben Bahnen zu ebnen. Und auch das können wir nur in stetem Ringen um den Sinn alles Lebens.

Damit ist aber schon gesagt, daß wir fest verbunden stehen müssen. Diesen Kampf um neue Lebensgestaltung können wir gar nicht als einzelne führen. Die Frage der Geselligkeit können wir nur lösen als Gemeinde. Das Wort „Einzelmitglied des BDJ.", das uns bisher kennzeichnete, ist eine Unmöglichkeit für die Menschen, die den Weg zur neuen Gemeinde suchen wollen. Das Wort „Einzelmitglied" versperrt uns den Zustrom neuer Kräfte von außerhalb des Bundes. Den aber brauchen wir, wenn wir wirklich Sauerteig sein wollen.

Heinz Kloppenburg.

(Aus dem Aelterenrundbrief Niedersachsens.)

Dem Führer:

Es kommt bei der Lebensfahrt auf einige Schwankungen der Kompaßnadel nicht an, wenn sie sich nur schließlich beruhigt und auf das rechte Ziel weist. Langbehn war einer von den wenigen, die es wagen, ihre Gedanken und Ueberzeugungen zu leben, nicht nur zu denken. Er trug seine Leidenschaftlichkeit in jede, auch die kleinste Lebensfrage hinein, er empfand alles, was er dachte. — Die Hauptsache ist, daß es einem mit sich selbst ernst ist. — Für einen Reformator genügt es nicht, daß er keine silbernen Löffel stiehlt oder für unfähig gehalten wird, solche zu stehlen; er muß moralisch höher stehen; Geradheit, Offenheit, Großherzigkeit der Gesinnung gehören auch dazu. — „Nur keine Verschmierung" soll heißen: Ich will nicht paktieren mit faulen Zuständen und Personen. — „Bei Respektlosigkeit sofort abbrechen!" soll heißen: Ich gehe fort aus Quartieren oder Gesellschaften, wo mir als dem einzigen Träger meiner Reform nicht Achtung bezeigt wird. „Ehre, Salz und trocken Brot". Dies erschien L. als gesundes Programm gerade im neudeutschen Kaiserreich, „obwohl es dem champagnerschlürfenden Freisinn gar nicht gefalle". — Wohl entrang sich L. auch der Schrei: Will man seine Seele nicht verkaufen, so wollen einem die Leute auch nicht ein Stück Brot geben.

Es muß eine neue Zeit kommen und eine neue Generation. Mit dieser ist nichts anzufangen. Es fehlt ihnen der wahre Glaube, nicht nur der religiöse, sondern derjenige an das Bessere, Edlere, Höhere im Menschen. Und tritt ihnen dergleichen entgegen, so hassen sie es instinktiv. Der heutige deutsche Bürgerstand, welcher so viele Lebensmittel fälscht und verlogene Zeitungen liest, ist innerlich faul, er arbeitet nicht mehr, er schachert. — Ich bin arm geblieben, weil ich unabhängig geblieben bin. Zur Verfügung habe ich mich niemand gestellt, ich handelte nach meiner Ueberzeugung. Ich kämpfe gegen geistiges und sittliches Lumpentum. — Rein sein ist alles! Das vollkommen Natürliche ist zugleich das vollkommen Vornehme.

Wahre Freundschaft bedeutet: Zwei Diener eines Herrn, die sich gegenseitig im Heiligsten fördern. Erste und oberste Pflicht der Freundschaft ist die Offenheit. Freundschaft ohne Offenheit ist ein Messer ohne Klinge. Offenes Auge, offene Sprache, offene Hand, unbedingte Ehrlichkeit und gerade Aufrichtigkeit! Offenheit und Bescheidenheit sind die Eigenschaften eines guten Knaben. Bescheidenheit ist die Krone des Menschentums. Bescheidenheit — aktiv und passiv — ist wie ein Schlüsselloch, durch das man Gott sieht.

Sind denn die Deutschen so von Gott verlassen, daß sie nicht ahnen noch merken, wie wenig ihnen heutzutage noch an Idealen geblieben ist? — Ueber die Worte „Keuschheit" und „Tugend" wird im heutigen Deutschland gelacht; dies Lachen kann sich noch bitter rächen. Eine Kultur, welche auf innere und äußere Frechheit gegründet ist, muß notwendig rasch verfaulen. Echte Kultur kann sich nur auf Bescheidenheit gründen. Die Deutschen sollten wirklich der Scham einen Altar bauen.

Wer die Arbeiterfrage lösen will, der muß den Arbeitern zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Ostentativ zur Schau getragene christliche Grundsätze helfen dazu so wenig wie die im junkerlichen Stolz hervorgestoßene Erklärung: „Für euch wird gesorgt, im übrigen habt ihr das Maul zu halten, sonst bekommt ihr Prügel!" Nur ein Herz kann Herzen gewinnen. — Die gegenwärtige Zeit, die Hunderttausende von deutschen Arbeitern langsam zu Tode quält und Zehntausende von deutschen Frauen und Mädchen dem Elend und der Schande überliefert, hat keinen Grund, sich heuchlerisch über das Mittelalter zu erheben. — Die Schlagkraft und Frömmigkeit von damals müssen neu geboren werden. Man braucht deswegen die guten Errungenschaften der Neuzeit nicht aufgeben, man braucht deswegen keine Butzenscheibenzimmer einzurichten, man soll, man kann modern und fromm sein. Eine Entfettungskur nach Art der Schwedenzeit, Franzosenzeit würde wieder einmal guttun. Bachs, Goethes hoher Flug aus dürrem Neste wird solche Zeit verdankt. Not tut den Deutschen not. Die könnte ihnen möglicherweise Charakter, Frohsinn, Bescheidenheit zurückgeben. Hochmut kommt vor, Bescheidenheit nach dem Fall. — Propheten sind Morgenröte. Wer Gott leugnet, ist wie einer, der die Sonne leugnet; es nutzt ihm nichts, sie scheint doch. — Wir können nicht aus unserer Haut fahren, aber wir können sie für den lieben Gott zu Markte tragen.

Aus: „Der Rembrandtdeutsche" bei Herder (siehe Buch/Bild in U. B. 12/26). Das Vorstehende ist gedacht oder geschrieben um die Jahrhundertwende. Fürwahr, die Stimme eines Predigers in der Wüste. Jörg Erb.

Zeitspiegel.

Volksgemeinschaft. „Berlin hat seine Modekönigin erhalten. Auf dem „Ball der Mode" fand der schwierige Wahlakt statt, bei dem ein 16jähriges Fräulein die Palme des Sieges davontrug. Der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Böß, nahm eigenhändig die Krönung vor. Ihm assistierten die Modeköniginnen von Wien, Paris, London und Budapest." So die Tageszeitung unter dem Bild, das den Herrn Oberbürgermeister und das gekrönte Fräulein zeigt. Einen Tag später lesen wir im selben Blatt: „Berlin hat über 260 000 Arbeitslose", also unter 10 Berlinern einer, im Reich alle 14 Tage 30 000 Ausgesteuerte, die nichts mehr erhalten, weil sie über ein Jahr arbeitslos sind. In der heiligen Nacht in Berlin 12 Selbstmorde, in der Silvesternacht 10 Selbstmorde. Was hat der Herr Oberbürgermeister zu tun?

Martin Luther hat einst geschrieben: „Du sollst nicht meinen, daß das allein gestohlen heiße, wenn du deinem Nächsten das Seine ausführst, sondern wenn du siehst deinen Nächsten Not, Hunger, Durst leiden, keine Herberge, Schuhe und Kleider haben und hilfst ihnen nicht, so stiehlst du gleichwohl, als wenn einer dem andern Geld aus dem Beutel oder Kasten nähme, denn du bist ihm schuldig, zu helfen in seiner

Not. Denn deine Güter sind nicht dein, du bist allein ein Schaffner, darüber gesetzt, daß du sie ausleihest denen, so es bedürfen."

Wirtschaft. Ein Professor der Technischen Hochschule in Aachen forderte in einem Vortrag „Hauptaufgabe des deutschen Bergbaues" Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch Maschinen, auch wenn vorerst keine Verbilligung eintritt. Begründung: „Eine Maschine streikt nicht, verlangt nicht Lohnerhöhung, keine Deputatskohlen, keine Knappschaftsbeiträge, keine teueren Siedlungsbauten; die Maschine braucht nur geölt und geschmiert werden." Man denke in dieser Richtung weiter, man überlege, was es bedeutet, wenn Wirtschaftsführer mit solchem Geiste genährt werden!

Kulturaufgabe des Theaters. Im „Bühnenvolksbund" berichtet Dr. Günther: „Das Stück „Das Absteigequartier" verlangt die Stellungnahme jedes innerlich anständigen und verantwortungsbewußten Menschen. Inhalt: Die Wirtin eines „Maison de rendezvous" hat ihren Wohnsitz verändert. In ihre Räume zieht ein Ehepaar, das keine Ahnung hat, wohin es geraten ist. Weil aber Kunden und Helfer der Wirtin noch ins alte Haus kommen, entstehen eine Menge von schmierigen Verwechslungen. Aber die Neulinge finden sich bald in dem Bordellton und werden würdige Nachfolger. Höhepunkt im 1. und 3. Akt: Eine auf Klingelzeichen hereinrollende Badewanne mit weiblichem Inhalt; im 2. Akt: ein halbes Dutzend Männer und Frauen entkleiden sich, trudeln und knudeln sich in einem Bett. Starker Beifall. Ein zuschauender Schauspieler wagt „Pfui!" zu rufen; er wird mit Dr. Günther, der für ihn Partei ergreift, von Schupobeamten abgeführt. Der Direktor aber beschimpft den Schauspieler: „Schauspieler sind Sie? Ihr Schauspieler solltet uns Direktoren auf den Knien danken, daß wir so idiotisch sind und Euch überhaupt engagieren!" Es ist also heute schon so, daß der, der gegen Gemeinheit protestiert, abgeführt wird. Die Worte des Direktors aber treffen den Nagel auf den Kopf. Die Schauspieler sind den Direktoren ausgeliefert, sind ihre Huren, die Direktoren die Bordellbesitzer. Was nützt es da, wenn wir heute so herrlich weit sind, daß Schauspieler beim Reichspräsidenten eingeladen werden?"

Polizeistunde. In einer Eingabe an den preußischen Innenminister geben die katholischen Bischöfe der Hoffnung Ausdruck, daß man sich an maßgebender Stelle eines Besseren besinne und sich den schwerwiegenden Gründen nicht verschließen werde, die eine Rückkehr zur früheren strengen Ordnung gebieterisch fordern. „Je lauter und rücksichtsloser die Vertreter des Alkoholkapitals die öffentliche Meinung im Sinne voller Freigabe ungezügelten Genußlebens zu beeinflussen suchen, desto ernster muß das deutsche Volk verlangen, daß die leitenden Stellen diesen Einflüssen entgegentreten, im vollen Bewußtsein der Verantwortung, die der Staatsregierung vor Gott und vor dem ganzen Volke obliegt". Auch der evangelische Oberkirchenrat in Berlin ist mit erfreulicher Entschiedenheit in dieser Sache vorstellig geworden.

Offene Kirchen. Mancherorts werden jetzt auch die evangelischen Kirchen an den Werktagen zu stiller Andacht offengehalten. Und nicht umsonst. Ist der Weg wirklich noch so weit bis dahin, wo in jeder Gemeinde die Gemeinde der Treuen am frühen Morgen sich versammelt im Gotteshaus, Besinnung und Kraft zu finden fürs Tagewerk, wo dann auch alle die herrlichen Morgenlieder wieder erklingen würden, wie sie der Bärenreiter-Verlag uns in seiner Sammlung „Morgenlied" wieder zugänglich gemacht hat? Wir sind nicht unrettbar der Unrast der Zeit verknechtet.

Radio. Ein Herr Direktor schickt mir vor Weihnachten seine Kinder, ich soll sie singen lehren: „Musik ist ja in unserem Haus übergenug, Grammophon und Radio, aber gesungen wird wenig. Aber es wäre doch schön, wenn uns die Kleinen am Christabend ein Weihnachtslied singen könnten." — Item: Wo Radio Musik macht, ist kein Bedürfnis zum Singen, da lernen die Kinder keine Lieder. Noch merkt es manchmal ein Vater- oder Mutterherz, daß es ein anderes ist, ob der Grammophon aufgezogen wird oder eine Kinderseele singt, etwa unterm Christbaum. Aber wie lange noch?

Die Forderung der Hauptversammlung des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus an die organisierte Jugend lautet: „Tatkräftiges Eintreten für Sicherung alkoholfreien Jugendlebens, bewußte Mitarbeit am Aufbau einer alkoholfreien Geselligkeit, unbedingte Ablehnung der überlebten Trinksitten, Treue zu der in der Jugendzeit gewonnenen Unabhängigkeit von Alkohol und Nikotin auch im späteren Leben." Dr. Pelzer, Weltmeister im Lauf, sprach auf der 37. Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus in Barmen über „Sport und Alkohol".

Jörg Erb.

Werk und Aufgabe

Von Geselligkeit und Tanz.

Wir wollen das erstere vorwegnehmen, obwohl, auf das Große und Ganze gesehen, das mir vorliegende Material sich mit dem zweiten mehr und ausdrücklicher beschäftigt. Wege zum Tanz, der natürlichsten aller Künste, haben wir schon zu Anfang in der Jugendbewegung gefunden. Zaghafter sind wir in der Gestaltung neuer Formen der Geselligkeit. Begreiflicherweise! Wir wollen das Neue und finden hier meist altes Erbgut vergangener Geschlechter. Selbst diejenigen unter uns, die nie den Wert des Geistigen aus der Vergangenheit verachteten, sind vorsichtig und mißtrauisch in der Uebernahme altgewohnter Formen im Umgang und Beisammensein der Menschen. Wir möchten den Geist der Jugendbewegung nicht verraten, der uns hieß, mit den alten Formen zu brechen, der sie uns in ihrer Unvollkommenheit und Verzerrung zeigte, oft dazu im Dienst der Unwahrhaftigkeit, der Verderbtheit und Sittenlosigkeit. Aus diesem Gefühl wurde unsere Stellung dazu etwa so, wie der Aufruf in der „Nordmark" Nr. 10/26 sie zum Ausdruck bringt: „Unser Kampf gilt diesem Feind der deutschen Jugend (der alten Geselligkeit); hier wollen wir nicht klein beigeben, keine Brücken schlagen, hier ist von uns Rettungsarbeit zu leisten. Halbheit gibt es nicht; hinaus mit denen, die nur halb mitmachen! — Gesellschaft ist für uns folgender Begriff: förmlicher Unterhaltungston, Liebenswürdigkeiten, die keine sind, „edler Gesellschaftstanz", die eigenartig tiefe Bildung, kurz und gut, wo mehr der äußere Mensch, vornehm gekleidet, gute Manieren, angenehmer Gesellschafter, geschickter Tänzer gewertet wird, als das Herz und die Seele, die unter der äußeren Hülle wohnen soll". Dann folgt noch ein flammender Protest gegen die ausländischen Tänze und Tanzweisen, besonders gegen das Geschlossen-in-Paaren-Tanzen und ein begeistertes Bekenntnis zum Volkstanz: „Wer von uns in der Gesellschaft steht und von unberufener Seite an Haltung und Benehmen Spott und Kritik erfährt, der denke daran, daß hinter ihm eine geschlossene Kampfschar steht". Darauf folgt eine Antwort in Nr. 11 desselben Blattes, die sich in starken Widerspruch dazu setzt. Es wird darauf hingewiesen, daß der Verfasser des ersten Artikels nur eine besondere Art der Gesellschaft zu kennen scheint, die es zweifellos gibt. Demgegenüber steht nun ein Bild anderer Geselligkeit, „die zwar mit der eben genannten den steifen Kragen, zuweilen auch Frack und weiße Binde, ebenfalls Liebenswürdigkeit (in diesem Falle echt gemeinte!) und Gesellschaftstänze, erst recht gute Manieren gemeinsam hat, sonst aber nichts. In weit höherem Maße hat diese Gesellschaft Herzenswärme, wahre Bildung, Geist, auch Unterhaltungsgeist, wobei als selbstverständlicher Ausfluß, ja als Pflicht, Liebenswürdigkeit eine Rolle spielt. In dieser Gesellschaft ist Tanz eine harmlose, aufrichtige Freude, vermittelt reine Gefühle, regt an zu Gesprächen". Zum Schluß wird hier der andere Standpunkt des BDJ. vertreten, daß man selbst vom Feinde lernen kann; daß der Bund nicht das Hauptgewicht auf Aeußerlichkeiten legt und nicht im Vorurteil stecken bleibt.

Um die gleiche Frage dreht sich eine Auseinandersetzung im „Ostland" (Mai-Heft 26): „Ist es denn so wichtig, daß einer den Volkstanz als die allein rich-

tige und sittliche Freude der Geselligkeit verficht, oder ein anderer zu rechter Zeit und Stunde am modernen (?) Tanz Freude empfindet? ... Ferner bestreite ich entschieden, daß ein Mensch, welcher die heute üblichen Tänze tanzt, deshalb schon als sittlich verdächtig gilt. Den meisten ist ja eine andere Art von Tänzen völlig unbekannt. Auch dort sind Menschen, welche dem modernen Tanz in derselben harmlosen Weise huldigen, wie wir dem Volkstanz." Darauf die Erwiderung im Augustheft: „Es ist nicht nur wichtig, es muß sogar gefordert werden, daß der Volkstanz als die allein richtige und sittliche Freude angesehen wird. Sonst wäre auch die Bedeutung und Notwendigkeit der Abstinenz im Bund in Frage gestellt." Beteiligung der Aelteren bei Vergnügungen wird abgelehnt. Dagegen sollen wir mit unseren Festen mehr in die Oeffentlichkeit treten. „Wenn wir auch gegen die modernen Tänze sind, lehnen wir die Menschen, die solche tanzen, noch nicht ab; doch können sie nicht gut in unserem Bund sein, da dieser eine Gemeinschaft Gleichgesinnter ist."

Im „Gralsucher" September 1926 wird im Zusammenhang mit der Aelterenfrage festgestellt, daß eine große Gruppe der Aelteren keine Befriedigung mehr im Einzelbund findet. „Neue, bisher unbekannte Kräfte werden in diesen Jahren wach und suchen nach Auswirkung. Die Tanzstunde beginnt eine Rolle zu spielen, sei es in alter Form, sei es in Form der Tanzkreise. Es ist dies die Auswirkung eines großen Bedürfnisses nach Geselligkeit, das sowohl bei Mädchen wie bei Burschen gleich stark auftritt."

Wir kehren zurück zu der Frage nach der Geselligkeit, soweit sie im Rahmen des Bundeslebens vorhanden ist oder verlangt wird (vgl. Aelterenrundbrief der Niedersachsen Nr. 18 und mein Referat über „Formen der Geselligkeit" in „U. B." 11/25). Es wird gefragt: Müssen wir im Bund Geselligkeit pflegen und wie kann sie gestaltet werden? Der Sinn der Geselligkeit ist Freude, Entspannung, Erholung, Ausgleich, freie Gestaltung (wie das Spiel der Kinder), alles dies um seiner selbst willen, nicht für einen bestimmten Zweck. Der Umgang zwischen Menschen ist im geselligen Leben ein anderer als im Berufsleben — ja, auch als im Bundesleben. Es ist ganz richtig: unser Bundesleben verlangt Zucht und Ordnung und seine Umgangsform ist die vom Führer zur Schar oder oft gar keine. Die bewußt gepflegte Form des Umgangs zwischen Mensch und Mensch ist der Boden, auf dem Geselligkeit wächst. Sie ist das frohe, von der Last des Alltags befreite Beisammensein der Menschen. Dazu fehlt den meisten von uns die Fähigkeit, andere zu unterhalten. Um die Kunst eines guten Gesprächs, des eigentlichen Werkzeugs der Geselligkeit, müssen wir uns noch oft und mit Eifer mühen und dürfen den guten Willen nicht nach einem mißlungenen Anfang verlieren. Wenn wir's gelernt haben, sind wir froh um die Bereicherung und verwenden diese Ausdrucksform so gern wie Lied, Spiel, Musik und Tanz. Das möchten vor allem die bedenken, welche von Geselligkeit sprechen und schreiben: daß wir uns hüten müssen, schon in den Begriff ein Werturteil hineinzulegen, wie es fast in allen Beiträgen geschehen ist. Es sei zugegeben, daß dies sehr nahe liegt, aber das Echte und Feine wird selten auf Markt und Gasse feilgehalten. Das will immer gesucht und errungen sein um seines eigenen Wertes willen. Da sei nun das Erfreuliche gesagt, daß von mancherlei Seiten und Gegenden Berichte kommen, die neue Anfänge und Versuche verraten. Dazu kann nicht oft und ernst genug geraten werden. Ein persönliches Wort sei an dieser Stelle in aller Eindringlichkeit gestattet. Mir ist es nie wohl, wenn in den Zeitschriften unseres Bundes

große Kriege ausgefochten werden um hohe Dinge und Ziele. Wieviel davon spielt sich auf dem Papier und wie weniges in Wirklichkeit ab! Wenn wir auf die große Allgemeinheit unserer Bünde sehen, so wird mir oft angst und bange vor der Kluft zwischen dem geistigen Leben, das sich in den Blättern „spiegelt", und dem, was sich im täglichen Leben zeigt.

Wir verweilen noch beim Grundsätzlichen, sprechen nun aber vom Tanz im besonderen. „Im Ringen zwischen Körper und Geist bringt der Tanz den befreienden Ausgleich". Man beschäftigt sich seit einigen Jahren in allen Kreisen bewegten Lebens mit diesem besonderen Kapitel. Da und dort sind rege Kräfte am Werk, Gesundes, Altes wieder vorzusuchen und Neues, Gutes zur Geltung zu bringen. Zuerst sei hier verzeichnet der erste Volkstanzlehrgang der Fichtegesellschaft im Johannisstift zu Spandau im August 1926, von dem ein Bericht im „Zwiespruch" Nr. 72/26 lobend erzählt. Die Leitung hatte Ludwig Burkhardt.

Die Auseinandersetzung: Gesellschafts- oder Volkstanz, möchte ich eröffnen mit der Erwähnung einer Zuschrift im Aelterenrundbrief der Niedersachsen Nr. 18, der die Frage bis ins Letzte mit großer Gedankenschärfe verfolgt: „In der Tanzfrage herrscht Verwirrung in großem Ausmaß. In Zuschriften werden Tanzen gebrochen für die Gesellschaftstänze. Dies ist eine Rückwirkung des übertriebenen Volkstanzes. Bedenklich ist die Begründung: mir schadet es nichts. Diese Meinung könnten wir dann ebensogut auf unser Verhalten gegen Alkohol und Nikotin übertragen. Wir meiden diese Gifte, weil sie Ausdruck und Symbol für eine Auffassung von Lebensfreude und Gemütlichkeit sind, die wir ablehnen. Nicht das entscheidet, daß beim modernen Schiebetanz die Tanzenden leichter, als sie ahnen, durch die dämonische Macht der Musik in gemeine Sinnlichkeit geraten können. Dagegen könnte strenge Selbstzucht sich wehren. Das Entscheidende ist die Frage nach dem Sinn des Gesellschaftstanzes, und wir müssen hier nicht nur den modernen, angefochtenen, sondern auch die sympathischeren Tänze wie Walzer, Rheinländer, Menuett, Quadrille ins Auge fassen. Da tritt uns, wenn auch schöner und gefälliger, eine Lebensanschauung entgegen, die nicht die unserige ist. Charakteristisch dafür ist das Auflösen der Gesellschaft in Einzelpersönlichkeiten bzw. Einzelpaare. Der Prozeß der Vereinzelung tritt in jener Zeit auch auf anderen Gebieten in Erscheinung: im Religiösen das fromme Gefühl des einzelnen, Pietismus; in der Volkswirtschaft statt der Gebundenheit das freie Spiel der Kräfte; so auch in der Geselligkeit. Als Ausdruck dieser Geselligkeit gelten auch die genannten Tänze, die beherrscht sind von der Idee der freien Persönlichkeit. Die Jugendbewegung ging wohl von der Betonung der freien Persönlichkeit aus, ist aber nun in ihrer Haltung der inneren Verbundenheit verpflichtet, Formen zu suchen, welche diese Verbundenheit mit der Natur, mit der Gemeinschaft ausdrücken. Ob es einmal dazu kommen wird, dies bei uns zu verwirklichen, ist noch nicht zu beantworten. Die Hauptsache ist: Verantwortlichkeit, ernste Arbeit und Eindringen in das Wesen dieser Formen." Es scheint mir aber, daß mit der entscheidenden Behauptung zu weit gegangen ist. Die Gemeinschaft besteht doch eben aus den Einzelpersönlichkeiten und gewinnt durch die Ausbildung des einzelnen. Jedenfalls muß auch in einem großen Ganzen das einzelne die freie Möglichkeit zur Entfaltung haben, sonst wird statt lebendiger Gemeinschaft Masse.

An dieser Stelle sei auch auf den Aufsatz „Tanz, Spiel und Musik und ihre Bedeutung für das Jugend- und Volksleben“ von G. Eichler im „Zwiespruch“ 56/26 aufmerksam gemacht, der uns Anregung und Wissenswertes bietet. Eine besondere Besprechung und Anerkennung erfahren darin die Geestländer Tanzkreise und ihre Leitung, Anna Helms und Helmut Blasche. Im „Zwiespruch“ 94/26 wendet sich Anna Helms gegen die Strömungen, die den Volkstanz zur Mode machen. Mittel dagegen ist nur gewissenhafte, sachliche Lehrmethode. Die Frage des Lehrers ist demnach entscheidend. Die Leiter der Volkstanzkreise und -ringe stellen sich zur Verfügung. Der Erzgebirgische Volkstanzkreis sucht Verbindung mit Freunden der Bestrebung. Es führt zu weit, all die kleinen und größeren Mitteilungen der Jugendzeitschriften hier zu besprechen.

Berichte über Versuche und Veranstaltungen im Bund: Eine sehr fröhliche Schilderung richtiger Bundesgeselligkeit, wie sie auch von den Jüngeren geübt werden kann, sei sehr empfohlen: „Thüring“, Sept. 26. Sie enthält eine ganze Anzahl feiner Formen lebendig gewordenen Bundesgeistes.

„Unser Liegnitzer Tanzfest“, siehe Maiheft des „Ostland“. Nach einer Einführung über Geselligkeit im Bund wird von regelmäßigen Tanzabenden zur Uebung und Freude, von einem Volkstanzlehrgang des Ortsausschusses für Jugendpflege, sodann vom Verlauf des Festes erzählt. Die Aelterenschaft hatte alle Bundesgeschwister über 17 Jahre und die Eltern als Gäste eingeladen. Hübscher Saal, eigene Musik am Klavier, mit Erfrischungen versorgte man sich gegenseitig selbst, Tänze in zwangloser Form, keine Ring- und Kreistänze, Geestländer Tänze bevorzugt. Auch Walzer wurde getanzt, moderne Tänze waren selbstverständlich ausgeschlossen. Es wurde auf möglichst gute Ausführung, auch sehr auf die Kleidung geachtet. Es muß ein fröhlicher, gut gelungener Festabend gewesen sein, der wohl vielen Lust macht, es auch zu versuchen.

Auch in der „Brücke“ Heft 1/27 finden wir in den Berichten Bemerkungen über Uebung und Pflege von Volkstänzen. Frankfurt stellt einen ausführlichen Bericht über einen geselligen Abend in Aussicht.

Im Spätjahr hatten wir in der Ortsgruppe Karlsruhe einen Volkstanzkurs von einer Lehrerin für Gymnastik. Im allgemeinen gelten diese Tänze als Spiele im Freien oder „Reigen“; die Ausführung ist sehr unterschiedlich. Deshalb muß auch da von vorn angefangen werden. Die Teilnehmer haben die einzelnen Schrittarten sowie einige leichtere Tänze in den 10 Stunden gelernt. Sie sind befriedigt und geben das Gelernte in den Bünden weiter. Daneben haben wir nicht vergessen, den Gesellschaftstanz bei einzelnen Zusammenkünften des vorjährigen Tanzstundenkreises und in häuslicher Geselligkeit zu pflegen.

Den Schluß dieser Berichte soll eine Nürnberger Gruppe geben, weil ihr Brief zeigt, daß man sich dort in besonderem Maße mit der Erlernung von Gesellschaftstänzen befaßt hat. Man hat sich zu diesem Zweck mit Kronachern, Neupfadfindern und anderen Gruppen der Jugendbewegung zusammengetan. Wie schon früher erwähnt, wird in dieser Gruppe gesellschaftliches Leben gesucht und unterhalten. Ein Mangel war, daß man nicht richtig tanzen konnte. Deshalb veranstaltete die Gruppe eine Tanzstunde unter Leitung einer Tanzmeisterin. „Ihr feines, vornehmes Wesen verstand es, uns ganz unsere Art „zu lassen und uns doch zugleich in die Formen geselligen Lebens einzuführen. Es wurden Walzer in verschiedenen Formen, Menuett, Polka, Kreuzpolka, Rheinländer, Mazurka u. a. gelernt, lauter Tänze, die — uns oft an Volkstänze

erinnernd — doch auch das Schöne des Gesellschaftstanzes erkennen ließen. Wahre Freude erfüllte uns über die schönen, harmonischen Bewegungen. Gegen Ende tauchte die Frage der Erlernung moderner Tänze auf. Ungeheure Entrüstung, kühle Abweisung und mäßige Sympathie fand der Plan, der doch versuchsweise durchgeführt wurde. Eine halbe Stunde haben wir One Step probiert. Das ist uns aber ziemlich fad und abgeschmackt vorgekommen; da haben wir es wieder aufgegeben." Es ist mir eine Freude, von diesem Versuch zu schreiben, weil jeder sehen kann, daß die Leute dabei ihre bündische Art nicht verloren haben. Sie werden weiterhin ihre jeweiligen Lebensformen ernst nehmen und sich nicht an Minderwertiges verlieren. Sie werden es aber nicht unterlassen, doch Brücken zu schlagen und in den Lebenskreisen der Familie und des Berufs neue Beziehungen anzuknüpfen. Der Bund ist weder die Welt, noch wird er allein sie besser machen. Er ist ein Teil des Volksganzen und legt uns als solcher besondere Verantwortung auf. Sobald wir den gesunden Weg der selbstverständlichen Prüfung verlassen und Probleme und Gesetze machen, haben wir den Sinn der Geselligkeit nicht erfaßt, verlieren die Freude daran und — sind alles andere als jung.

Frau Liesel Dreher.

Die Ecke.

Das Heft geht im Zeichen der Grippe hinaus. Es will niemand anstecken, aber um Nachsicht bitten, wenn's nicht so ganz abgerundet sein sollte. Es ist um 4 Seiten erweitert, damit wenigstens einiges von Aussprach und Zeitspiegel hineinkam. Die Arbeiten von Blum und Bürck wurden stark gekürzt; hoffentlich sind sie dadurch nicht unklar geworden. Zwei weitere Beiträge zum Thema mußten zurückgestellt werden. — Das Märzheft wird nun den Mädchen und Frauen gehören. Ich bitte um Mitarbeit für das Aelterenheft. — In der Arbeit von K. Classen im letzten Heft muß es S. 8 3. Jahrtausend heißen.

Die Schriftleitung.

Buch und Bild.

Unsere Jugend und alle diejenigen, die den Krieg am eigenen Körper und nicht mitten im Granaten- und Minenhagel gespürt haben, sind in der furchtbaren Gefahr, über den Krieg nur noch literarisch zu diskutieren. Wir haben ja unseren Walter Flex mit seinen Gedichten und dem „Wanderer zwischen den beiden Welten". Er ist uns tiefstes, reinstes und ganz wahres Kriegserlebnis und zugleich Kriegsdeutung. Daneben auch das „Tagebuch eines Frühvollendeten" des Otto Braun, der selbst die Ansätze zu einem politischen, künstlerischen und prophetischen Genie offenbart. Karl Tylmann nicht zu vergessen. Es sind dichterische und religiöse Naturen. Sie sehen und deuten dementsprechend den Krieg. Alle drei stehen bereits in bewußter kritischer Opposition gegen das Kriegsgeschehen.

Für alle unsere Jungen, die den Weltkrieg nur vom Erzählen kennen, ist es gut und heilsam, einmal Kriegsdarstellungen zu lesen, wie sie **Ernst Jünger** im Verlag E. S. **Mittler & Sohn**, Berlin, herausgibt. Ich kenne davon zwei: „**In Stahlgewittern**", 7. Aufl., 1926, 283 S., 7 RM. und „**Das Wäldchen 125**", 2. Aufl., 1926. Ernst Jünger war gegen Mitte des Krieges Führer eines Stoßtrupps und gegen Ende Kompanieführer. Er wollte zunächst nichts anderes sein als Soldat. Er ist in Lebensart und Weltanschauung der Typ des preußischen Offiziers. Aber was der nun aus dem Krieg gemacht hat, das ist auf alle Fälle etwas Starkes. Er läßt den Krieg in seiner ganzen brutalen Nacktheit wirken. Aber nicht sentimental, nicht mit geheimer Wollust im Entsetzlichen wühlend, sondern streng sachlich gestaltend. Er kann unsere Jugend davor behüten, je den Weltkrieg zu romantisieren.

Vielen unter uns mag es unbegreiflich sein, daß E. Jünger trotzalledem den Krieg bejaht. Freilich nicht mehr im Sinne Körners oder noch von 1870/71, als ein frischfröhliches Soldatenhandwerk. ....Der Krieg ist kein materieller Vorgang, es sind höhere Weltlichkeiten, denen er unterworfen ist. Dort, wo sich zwei Kulturvölker gegenüberstehen, liegt mehr auf der Wagschale als Sprengstoff und Stahl. Dort tritt

ein umfassender und auf die letzten Spitzen getriebener Wille in die Erscheinung als höchste und wildeste Aeußerung eines Lebens, das sich durch seine eigene Vernichtung erhalten muß.

Nicht kleiner an tragischer Wucht ist die Veröffentlichung des Ringens um Verdun: „Douaumont", unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs bearbeitet von Werner Beumelburg, 2. Aufl., 1926; Verlag von Gerhard Stelling, Oldenburg, Berlin. Das ist die jüngste Heldenzeit unseres Volkes; wehe, wenn wir sie zu schnell vergäßen! Hier können unsere Jungen etwas spüren von dem, was groß war in jenen Jahren. Unsere Jugend soll den Weltkrieg weder verherrlichen, noch verabscheuen, sie soll zwischeninne den schmalen Weg streng sachlicher Betrachtung gehen, groß nennen und achten, was groß war, und verabscheuen, was klein, häßlich, gemein, faul war.

M. Bürck.

Erzählendes.

1. **Monika Hunius: Baltische Häuser und Gestalten.** 287 S. brosch. 3 RM., bei Eugen Salzer, Heilbronn. Was M. H. in diesem Buche vom Baltenland, von seinen Pastoraten und Pastoren, von feinen und starken Menschen, besinnlichen, beschaulichen, herben und tatenfrohen erzählt, gehört zum Schönsten und Besten, was sie geschrieben hat. Es ist ein reiches Lebensbild, in das wir schauen, von dem wir lernen dürfen.

2. **Anna Haag: Die vier Rosenkinder,** Geschichten aus einem Waldschulhaus. 200 S. Geb. 4 RM., ebenda. Eine lustige, echt schwäbische Geschichte, allen empfohlen, die herzhaft lachen wollen und einen lachenden Humor lieben. Hört's, Jungscharführer!

3. **Die biblischen Geschichten** des alten Testaments von Johann Peter Hebel. 105 S. geb. 4.80 RM., bei Alexander Fischer, Tübingen. Nun hat das Hebeljahr uns auch diese wertvolle Gabe des Dichters beschert in einem schönen und würdigen Gewand, mit zahlreichen Bildern, schöner Schrift und einem Brief von Anna Schieber an junge Menschen, darin sie uns zum Betrachten der Geschichten aufmuntert. In Hebels Mund wird der vielen verleidete „Lehrstoff" für Jung und Alt zu lieben, beschaulichen Geschichten, die alle ihr gewichtiges Item haben, und man kann sich nur wundern, daß das Buch nicht das Geschichtenbuch der Schulkinder geworden oder geblieben ist.

J. P. Hebel, Lumpengesindel. 94 S. Leinen geb. 2,80 Mk. E. Matthes, Leipzig.
Ein verspätet, aber fröhlich Vöglein des Hebeljahres. Eine lustige Auswahl aus dem Schatzkästlein, humorvoll bebildert, schön gebunden, ein Geschenkbüchlein.

4. **Wo Liebe ist, da ist auch Gott.** Fünf Volkserzählungen von Leo Tolstoi. Mit 52 Bildern. 80 S., etwa 8 RM. Im Furche-Verlag, Berlin. Diesen Erzählungen ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Sie wollen ja nichts anderes sein als Uebersetzung des Evangeliums in die Sprache des Volkes und in die Wirklichkeit des Lebens. Es sind Meisterstücke.

5. **Hans Brandenburg: Pankraz, der Hirtenbub.** 160 S. Broschiert 3.50, Ganzl. 5.80 RM. Bei H. Haessel, Leipzig. Eine herzerfreuende Geschichte für Jung und Alt, frisch und gut erzählt, in guter Ausstattung, mit zahlreichen Zeichnungen, für das Jungscharalter im besonderen.

6. **Wilhelm Schäfer: Pestalozzi.** Bei Georg Müller, München. Schäfer hat aus seinem vor einigen Jahren erschienenen Werk „Lebenstag eines Menschenfreundes" diesen Auszug hergestellt, der ein volkstümliches, anschauliches, tiefschürfendes Lebensbild des großen Menschen und seiner übergroßen Liebe darstellt. In kurzen Bildern mit wegweisenden Ueberschriften und zahlreichen Zeichnungen ist es ein Werk, das dem Bundesvolk bis zu den Jüngsten den großen Pestalozzi nahebringen kann.

Jeremias Gotthelf, kleinere Erzählungen, 3. Bd., 330 S., Pappband 3.80, Ganzleinen 6.— RM., bei Eugen Rentsch, München.
Der schönste der drei Bände mit Erdbeermareile, Sonntag des Großvaters, Der Besenbinder von Ryschiswyhl, Bartli, der Korber, Der Besuch, Die Frau Pfarrerin. Wer sonst nichts von Gotthelf hat, als diese drei Bände, der hat ein gut Stück von ihm, und das, was sich in den Bünden lesen oder erzählen läßt. Mehr und mehr wird man auf Gotthelf aufmerksam, bedeutende Pädagogen weisen auf ihn hin. Wir tun das schon seit Jahren, wir hoffen, nicht vergeblich.

7. **Ledroit: Frühschein der Kultur,** Bilder aus Vorgeschichte und Urzeit. 260 S., mit 73 Bildern. Leinen gebunden 4.80 RM. Bei Herder, Freiburg. Das Buch ist gut, wo es in kurzer, einfacher und verständlicher Weise einführt in die Ergebnisse und Vermutungen der Forschung. Es befriedigt aber nicht, wo es in Bildern Land und Menschen zu zeigen versucht. Da mangelt dem Fachwissen die künstlerische Gestaltungskraft und die bildkräftige Sprache. rb.

Der Landesverband Sachsen-Anhalt lädt seine Aelteren zu der am 5. und 6. Lenzing in Halle a. S. stattfindenden Aelterentagung herzlich ein. Es gelangen zur Besprechung die Themen „Politik und wir“ (P. Liz. Geibel-Wittenberg?) und „Wie können wir in der Jugendhilfe mitarbeiten?“ (Franz Fleischer-Magdeburg). Beide Vorträge finden am Sonntag statt, während wir uns am Sonnabend nur abends 8 Uhr zu einem traulichen Beisammensein und einer musikalischen Feierstunde zusammenfinden wollen. Anmeldungen in möglichst großer Zahl bis spätestens 20. Hornung erbeten an **Paul Knötzsch, Halle**, Dessauer Straße 7 III.